





MY WORLD  
interpretiert von Myrzik und Jarisch

**6**  
**NACHMANN NEWS**

**8**  
**LORiot**  
Eine Legende wird 85

**12**  
CHANCE  
**ITALIEN**  
Investments in Solaranlagen

**16**  
MY NEIGHBOURHOOD  
**NIKOLAUS BACHLER**  
Gespräch mit dem Chef der  
Bayerischen Staatsoper

**25**  
RISK  
**ITALIEN**  
Investments in Solaranlagen

**28**  
MY MUNICH  
**PROF. DR. HELMUT FRIEDEL**

**34**  
NACHMANN FEATURES  
**EIN JAHRZEHT VERWALTUNGS-  
REFORM IN DER RUSSISCHEN  
FÖRDERATION**  
Sergej Migin

**38**  
MY BAVARIA  
**PHILOMENE MAGERS**

Impressum  
Herausgeber: Josef Nachmann  
Beratung und Supervision: Andreas Lukoschik  
Chefredaktion: Jens Magers  
Art Direction: Bureau Mirko Borsche  
Textredaktion: Amadeus AG, Schwyz

**46**  
CLIENT  
**ALLES ÜBER FEINE LEISTEN**  
Gespräch mit Alfred Held

**50**  
MY GERMANY  
**DIE JURISTENAUSBILDUNG  
IN DEUTSCHLAND GEHÖRT  
ZUR WELTSPITZE**  
Gespräch mit Prof. Dr. Peter M. Huber

**58**  
COMPETENCE  
**DER LUSTDENKER**  
Interview mit Prof. Dr. Christoph G. Paulus

**65**  
MY EUROPE  
**EUROPA IM KOPF**  
Jan Weiler

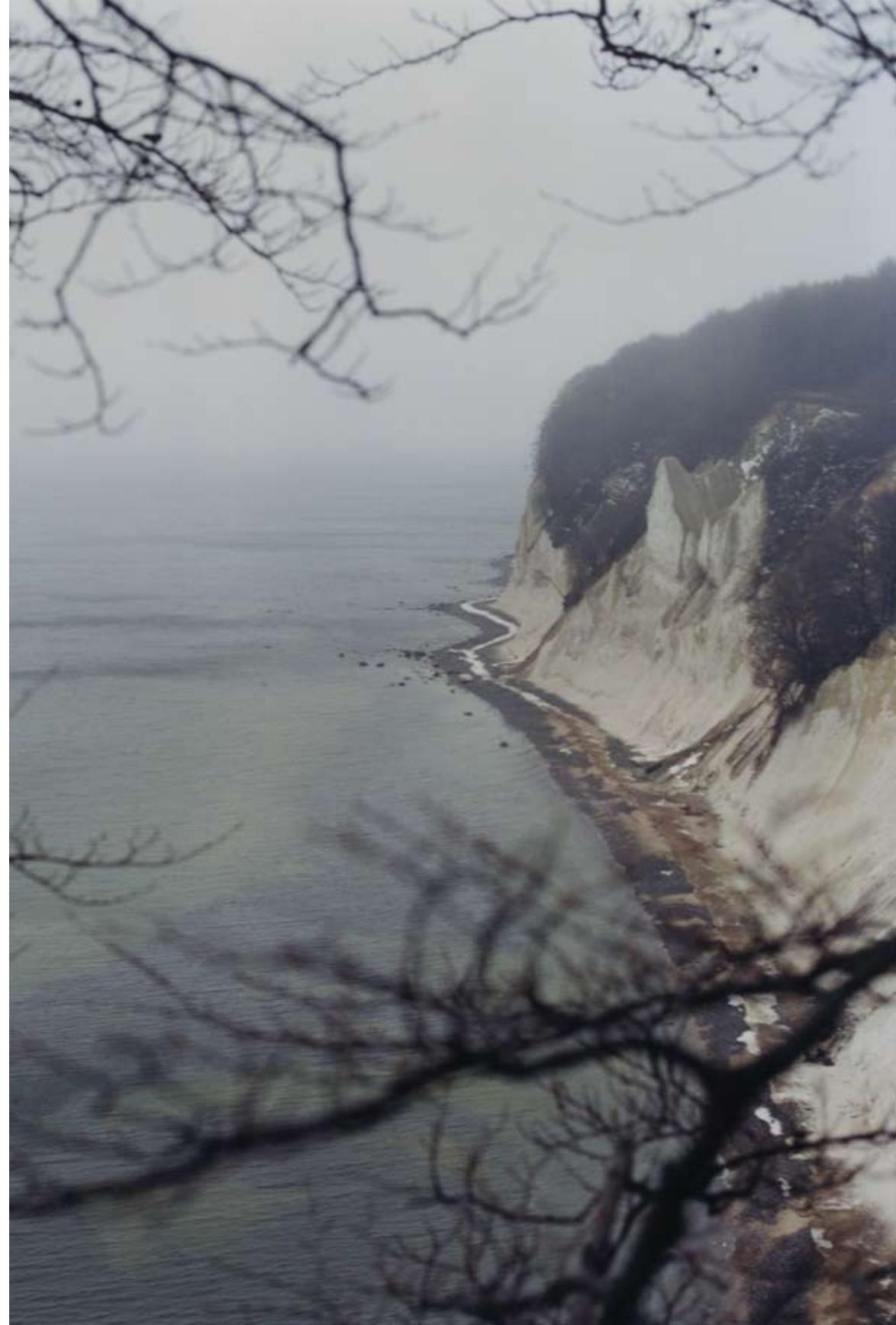
**68**  
VISIONS  
**DAS „IDOL DER FRAUEN“  
IN CHINA**  
**LEBT IN MÜNCHEN**  
Prof. Xiao Hui Wang

**77**  
MY WORLD  
**MORDILLO**  
Ein heiterer Mann erzählt

**80**  
LAW  
**CHARTA DER GRUNDRECHTE  
DER EUROPÄISCHEN UNION**  
**Art. 1-26**

Anschrift  
Nachmann Rechtsanwälte  
Theatinerstr. 15  
80333 München  
www.nachmann.com  
Telefon +49 89 24 20 74 0

Foto: Espen Eichhöfer, Ostkreuz





☞ Liebe Leser,

Vertrauen. Vertrauen ist die Grundlage menschlichen Zusammenlebens. In der Familie, unter Freunden, am Arbeitsplatz, in der Geschäftswelt - ohne Vertrauen in den anderen können keine neuen Werte geschaffen werden, gibt es kein Fortkommen. Juristen haben die wichtige Aufgabe, Sachverhalte so zu regeln, dass Vertrauen gewürdigt wird und bestehen bleibt, andererseits aber der Vertrauende geschützt wird. Daraus entsteht „sich vertragen“.

Krise. Vertrauen wurde missbraucht und Verantwortung verachtet. Nicht alle, aber viele Akteure der Finanzwelt haben durch zu spekulative Geschäfte unsere Welt ins Wanken gebracht. Es fehlt der Glaube, dass es sich um Fehleinschätzungen beim Eingehen von Risiken handelte. Zu habgierig waren die kurzfristigen Privatisierungen der scheinbaren Gewinne, zu dramatisch wirkt sich die Vergesellschaftung der mittel- und langfristigen Verluste für uns alle aus. Gemeinsam werden wir deshalb auch die Probleme lösen müssen.

Humor. Er hilft uns, Rückschläge und Niederlagen leichter zu tragen. Mit der Krise werden wir uns erst in N4 auseinandersetzen, mit Humor beginnen wir mit N3. Vielleicht ist es auch die bessere Medizin für uns, heute. Es sind die Altmeister des Humors, die uns erfreuen: Lorient wird 85 ! Wir gratulieren von Herzen zu einem erfüllten Leben. Wir wünschen das Beste für die kommenden Lebensjahre. Und wir danken für einen Beitrag, der vielen Medien in den letzten Jahren verwehrt blieb. Und dann Mordillo, der uns seit vielen Jahrzehnten mit seinen Karikaturen erfreut und erheitert, indem er Geschichten in einem oder mehreren Bildern erzählt, deren liebevoll nachdenklicher Nachhall uns dann den ganzen Tag verfolgt. Wir hoffen, dass es Ihnen mit N3 genauso geht.

Mit besten Grüßen  
Josef Nachmann

**BUNDESMINISTERIN DER JUSTIZ,  
BRIGITTE ZYPRIES MDB, WÜRDIGT DIE TÄTIGKEIT DES  
HERRN RA PROF. DR. MELICHAR IM RAHMEN EINES  
FESTAKTES ANLÄSSLICH DES 50JÄHRIGEN JUBILÄUMS  
DER VG WORT AM 18. JUNI 2008 IN BERLIN**

RA Prof. Dr. Melichar ist geschäftsführender Vorstand der Verwertungsgesellschaft VG Wort. Diese wurde im Jahre 1958 gegründet und verfolgt das Ziel, das geistige Eigentum von Schriftstellern und Verlegern zu schützen. Ausgehend von der Prämisse, dass der Einzelne nicht mehr alle Nutzungen seiner Rechte überwachen und die ihm zustehenden Erträge einziehen kann, hat er die Möglichkeit, seine Rechte der VG Wort zu übertragen, welche diese als gemeinsame Rechte aller Beteiligter verwaltet und die eingehenden Abgaben nach einem festgelegten Verfahren verteilt. Das Arbeitsfeld der VG Wort beschränkt sich jedoch nicht alleine auf die Verwaltungstätigkeit, sondern besteht zu einem Großteil in gestalterischem Schaffen, indem diese aktiv an der Formung des Urheberrechts in Deutschland mitwirkt. Hierauf hatte auch Bundesministerin Zypries in ihrer Rede im Rahmen eines Festaktes anlässlich des 50jährigen Jubiläums der VG Wort am 18. Juni 2008 in Berlin ausdrücklich Bezug genommen und unterstrichen, dass insbesondere die erfolgreiche Gestaltung des Urhebervertragsrechts sowie der Urheberrechtsreform in erheblichem Maße auf die Beteiligung der VG Wort zurückzuführen sei. In diesem Zusammenhang attestierte sie Herrn RA Prof. Dr. Melichar „der Baumeister des deutschen Urheberrechts geworden“ zu sein.

RA Prof. Dr. Melichar berät in der Kanzlei Nachmann Rechtsanwälte auf dem Gebiet des Urheber- und Verlagsrechts, des Presse- und Medienrechts sowie des Wettbewerbs- und Europarechts.

**STANDORT BERLIN**

Im Herzen Berlins, an der Kreuzung zwischen Friedrichstraße und Behrenstraße, befindet sich die neue Zweigstelle von Nachmann Rechtsanwälte. Ab sofort können unsere Berliner Mandanten vor Ort mit uns in Kontakt treten. Sie finden Nachmann Rechtsanwälte in einem denkmalgeschützten Anwesen, das zu dem „Bauvorhaben am Gendarmenmarkt“ gehört.

# LORIOT

## EINE LEGENDE WIRD 85

Frühere Generationen wurden mit Wilhelm Busch groß, unsere mit Loriot. Er hat sich in das Gewand des Humoristen gekleidet, war aber in Wahrheit immer ein Forschungsreisender in „diesem unseren Lande“. Niemand hat die Zeitungen, Benimmbücher, Grußworte, Parlamentsreden und Tarifverträge mit schärferem Ethnologenblick durchforstet als er. Niemand hat sich listiger in die „Soziolekte“ des Branchen- und Interessengruppenstaates, des Journalismus, des Fernsehens und der Parteien eingeschlichen. Und niemand hat dies stilvoller, leiser und klüger in Szenen verdichtet als er. Bis zum heutigen Tag braucht man nur einzelne Sätze zu sagen und schon läuft ein klassisch anmutendes Stück vor dem inneren Auge ab. Ein Beispiel? „Sagen sie jetzt nichts, Hildegard.“

Loriot hat die Deutschen mit ihrem Deutschsein versöhnt, indem er ihnen ihre Würde gab und sie über sich lachen ließ. In dieser Reihenfolge. Am 12. November feiert er seinen 85. Geburtstag.



**? Sehr geehrter Herr von Bülow, Sie feiern in diesem Jahr Ihren 85. Geburtstag. Darf die staunende Öffentlichkeit etwas über die Jahre davor erfahren?**

! Gewiss. Ich war in den ersten acht Tagen meines Lebens ein ungewöhnlich kostbarer Brandenburger Säugling. Meine Eltern neigten sonst durchaus nicht zur Verschwendung ihres schmalen Einkommens. Angesichts ihres Erstgeborenen jedoch müssen sie alle finanziellen Bedenken in den Wind geschlagen haben.

So legten sie im November 1923 für meine Strampelhose 480 Milliarden Mark in bar auf den Tisch, eine Summe, die heute etwa dem Jahreshaushalt der Bundesrepublik entspricht. Das muß schon eine überwältigende Strampelhose gewesen sein, sinnvoll, einmalig und formschön, also dem Etat der Bundesrepublik in gewisser Weise deutlich überlegen.

Ich war dann mehrere Jahre Analphabet, wohl als Folge meines postnatalen Aufenthalts in einer Infanteriekaserne. Allerdings verdanke ich diesem vormals kaiserlichen Gebäudekomplex meine erste Begegnung mit dem Wunder der Sprache.

Ich lag sichtbar in der Tiefe eines Kinderwagens, jedoch in günstiger Hörweite zum Kasernenhof. Was ich von dort durch meine noch unschuldigen Ohren vernahm, war die magische Verbindung von Stimme und Sprache.

Nur je ein Konsonant und ein Vokal zum Ton gepresst, lautstark von einer Kehle ausgestoßen, beraubte 50 Männer ihres freien Willens, um sie in gleichförmige, rhythmische Bewegung zu versetzen.

Ein Beweis für die Macht des Wortes. Zumal es sich um einen Rückfall in die Blöckphase des „*homo erectus*“ handelte, die seit hunderttausend Jahren als überwunden galt.

**? Und Ihre Schulzeit?**

! In meiner Schulzeit hatte mein Vater mir für jede fehlerfreie Arbeit in den Fächern Griechisch und Mathematik ein Glas Champagner in Aussicht gestellt. Ich bin infolgedessen völlig ohne Champagner aufgewachsen.

**? Aber mit einer großen Leidenschaft für Musik. Woher kommt sie?**

! Obwohl mir auf Anhieb kein Instrument einfällt, das sich freiwillig von mir spielen ließe, ist es doch die Musik, die mir von allen Künsten am nächsten steht. Die Verantwortung hierfür tragen ein Möbelstück in Eiche furniert und meine Großmutter am Klavier.

Quer durch die Zauberflöte über Carmen bis zu La Bohème reichte das Repertoire der alten Dame, das ich, der Sechs- bis Zehnjährige, nahezu unermüdlich zu hören wünschte.

Bei dem Möbelstück in Eiche furniert, Baujahr 1929, handelte es sich um ein Grammophon im Hause meiner Eltern, auf vier kurzen Beinen, etwa einen Meter hoch, mit Handkurbel und versenktem Schalltrichter. Letzteren konnte man durch eine Klapptür verschließen, um einen übermäßigen Austritt von Musik zu verhindern. Der untere Teil barg den Plattenvorrat, eine feine, wenn auch kleine Auswahl von meinem Vater bevorzugter männlicher Opernarien. Seit Anfang der dreißiger Jahre gehörten daher Caruso, Schalljapin und Gigli zu meinem täglichen Umgang. Die Folge war, dass mir die „Che gelida manina“ vertrauter wurde als jenes seinerzeit sehr populäre Gesangsstück für gemischten Chor und erhobene rechte Hand.

**? Später stellte sich ein großes Interesse für die Musik Richard Wagners ein. Würden Sie sich selbst als Wagnerianer bezeichnen?**

! Die Endung „ianer“ kennzeichnet in der Regel bedingungslose Anhängerschaft in Verbindung mit einer gewissen Trotzhaltung gegenüber Andersdenkenden. Zum Beispiel Freudianer, Kantianer. Das ist jedoch nur bedingt richtig: Schon Persianer und Indianer sind auf diese Weise schwer zu definieren. Hier sind die Gründe dafür zu suchen, warum alle Deutungen des Begriffes bisher so wenig befriedigen. Noch am interessantesten erscheint mir die Ansicht, für einen Wagnerianer gehörten der Don Giovanni, die Matheuspassion und Beethovens späte Streichquartette auf das Feld der leichten Muse, obgleich ihm die Götterdämmerung kurzweiliger erscheint als eine Nacht in Venedig.

**? Sie haben einmal gesagt, „Männer und Frauen passen nicht zueinander“. Können Sie uns diese bedeutsame Aussage erläutern?**

! Ein Thema, dem ich Jahrzehnte meines Privat- und Berufslebens erfolglos geopfert habe, ohne ein Ende abzusehen. Das Kapitel „Mann und Frau“. Entschuldigung, „Frau und Mann“.

Sie sehen es: Schon mit der ersten Formulierung kommt man in Schwierigkeiten. Bis heute stehen wir ratlos vor der Spaltung der Menschheit in zwei ungleiche, sogenannte Geschlechter.

Die äußerlichen Unterschiede sind klein und bedürfen nicht der kritischen Betrachtung. Vielmehr geht es um die irrtümliche Annahme, Frauen und Männer sprächen dieselbe Sprache.

Das ist glücklicherweise nicht der Fall. Die in zahllosen Generationen unterschiedlich entwickelten Denkweisen und Sprachen lassen eine simple Verständigung nicht zu. Der Hohe Reiz dieses Systems liegt in seiner Unerschöpflichkeit. Oft reichen Jahrzehnte des Zusammenlebens nicht aus, um alle Varianten einer sprachlichen Auseinandersetzung aufzuspüren. Der Lebensgefährte betritt gegen Abend die Wohnung und fragt durch die geöffnete Küchentür: „Wann gibt es Abendessen?“ Darauf die Lebensgefährtin: „Mein Gott, ich kann doch nicht hexen!“

Bis zu diesem Zeitpunkt des Gespräches sind fünf Sekunden vergangen. Fünf Sekunden, für deren automatischen Ablauf die Kräfte des Universums Hunderttausende von Jahren Vorarbeit geleistet haben. Auf die Frage des Mannes reagiert die Gattin sicherheits halber mit der Anrufung des Allmächtigen: „Mein Gott“, sagt sie und fügt hinzu, dass sie nicht hexen könne.

Der Lebensgefährte entgegnet, dies sei ihm bekannt und nicht Gegenstand seiner Frage gewesen, worauf die Lebensgefährtin ihre tägliche häusliche Belastung schildert, die, besonders an Donnerstagen, eine pünktliche Zubereitung des Abendessens verhindere, es sei denn, sie könne hexen.

Die Entgegnung des Partners, er habe nur gefragt, wann es Abendessen gebe, kommentiert seine Lebensgefährtin mit der Beobachtung, das sei eine Fangfrage zur Auslösung eines zeitraubenden Gesprächs, an

dem sie nicht teilzunehmen gedenke.

Worauf der Lebensgefährte sich auf das versteift, was man unter „männlicher Logik“ versteht: ein veraltetes, stark vereinfachtes Denkschema ohne Berücksichtigung wesentlicher Begleitumstände. Dagegen hat die häufig kritisierte weibliche Logik schon immer wichtige Faktoren in ihren Denkprozess miteinbezogen: Gewicht, Frisur, Migräne, Alter, Haß und Liebe.

Folglich ist eine unerwartete Verständigung zwischen Mann und Frau wohl nicht zu befürchten. Auch in Zukunft werden wir als mitwirkendes Ensemble die unterhaltsame Sprache der Missverständnisse genießen, denn wir wissen es nun: Die Frau denkt analog, der Gatte digital. Ich weiß nicht, was das heißt, aber ich behaupte es einfach mal.

**? Ich habe lange nach der richtigen Berufsbezeichnung für Sie gesucht. Könnte der Ausdruck „Karikaturist“ zutreffen? Oder etwas allumfassender und gleichzeitig schlichter — „Künstler“?**

! Hmh. Das wirft eine interessante Frage auf: Sind Karikaturisten Künstler? Vielleicht sollten wir die Frage anders stellen. Wodurch unterscheiden sich bildende Künstler von Karikaturisten? Die Antwort ist überraschend eindeutig: Maler schneiden sich gelegentlich ein Ohr ab. Karikaturisten nicht. Sie nehmen sich für diese Dinge keine Zeit und das spricht gegen sie. Sie arbeiten zu überstürzt, um das Große in den Griff zu kriegen, das Ewige und Einsame ... oder das Neue, das nie Dagewesene.

Ein Karikaturist ist nicht einmal bereit, seine Verlobte in Marmor zu meißeln oder aus Eisenbahnschienen ein gefälliges Monument für das städtische Altenheim zu löten.

Ein so hohes Maß an Selbstanklage berechtigt nun zu einem kritischen Blick in die Welt der bildenden Kunst. Und da meldet sich sehr schnell der bange Zweifel, ob eines der wenigen Kennzeichen, durch das sich der Mensch vorteilhaft vom Tier abhebt, sein Sinn für Ironie nämlich, gepaart mit dem Blick für das komische, ob dieses wohlthuende Merkmal der sonst sehr zu Unrecht als „homo sapiens“ bezeichneten Gattung bei den malenden Künstlern bisher die gebührende Beachtung fand.

Nach eingehender Prüfung muss das Ergebnis bestürzen. Wie man es auch dreht

und wendet: Leibl, Munch und Nolde sind nicht komisch. Kein Hauch von Ironie auch bei Tizian, Dürer, Tintoretto, ja selbst Raffael hat an der bescheidensten komischen Wirkung vorbeigepinselt.

**? Sie haben die Deutschen mit ihrem Deutschsein versöhnt. Wie schätzen Sie den Humor des deutschen Menschen ein?**

! Es ist sicher unrichtig zu behaupten, die Deutschen hätten weniger Humor als andere. Richtig ist wahrscheinlich, dass wir ein leichter zu verletzendes Selbstbewusstsein haben. Das macht uns empfindlicher, wenn wir uns nicht ernst genommen fühlen. Die Engländer sind da weniger heikel. Sie haben ja auch weniger Prügel bezogen.

Die Satire vergangener Epochen hatte leicht erkennbare Ziele. Die Macht saß oben in Staat und Gesellschaft. Ein attraktiver Gegner, der nicht zu verfehlen war. Man traf mit geschlossenen Augen und war sich der Sympathie einer Mehrheit sicher. Das ist vorbei. Die politische Macht sitzt nur scheinbar oben, und die gesellschaftliche Macht ist durch ihre Schichten nach unten gerutscht.

Da die Satire stets auf die Macht zielt, hat sich die Schussrichtung geändert. Der Pfeil weist auf den, der für die Zustände verantwortlich ist, in denen wir leben. Das sind die Wähler, der Konsument, der Zuschauer, der Autobesitzer, aber auch der Fernsehmacher, der Gewerkschafter, der Werbefachmann, der Vertreter, kurz, der Mann und die Frau auf der Straße oder draußen im Lande, wie es immer heißt. Sie haben die Macht und tragen im Grunde die Verantwortung. Damit werden sie zum Ziel der Satire.

Dabei sollte die Satire eines niemals vermissen lassen: den Humor. Wehe dem Satiriker, der glaubt, auf ihn verzichten zu müssen. Er begibt sich eines entscheidenden Wirkungsfaktors.

Die geglückte humoristische Satire stößt nur auf schwachen Widerstand. Sie lässt ihr Opfer jubilieren, nicht obwohl, sondern weil es sich getroffen fühlt. Nur so verwandelt sich die verletzende Unterhaltung zum Phänomen der unterhaltsamen Verletzung.

Allerdings gehört die Satire zu einem der überflüssigsten literarischen Produkte, wenn sie nicht veröffentlicht wird. Das Fern-

sehen hat Unterschlupf geboten, teils froh, teils mit Bedenken.

**? Und damit sind wir beim Fernsehen ...**

! Die historische Leistung des Fernsehens ist unbestritten.

Verwöhnte Familien unserer Tage unterliegen nicht mehr hilflos dem Schrecken selbständiger Freizeitgestaltung. In jahrelanger konsequenter Fernseharbeit ist es gelungen, das allabendliche Familienleben harmonisch auf einen gemeinsamen Blickpunkt auszurichten: den Bildschirm.

Leider droht nun von Seiten des Fernsehens durch fahrlässigen Umgang mit den eigenen künstlerischen und technischen Mitteln eine Gefährdung des erfolgreichen Systems. Sie ahnen es, gemeint ist die Werbung.

Ein erstklassiger Werbeblock, aufwendig produziert und in perfektem Schnitttempo vom Bildschirm angeboten, verfehlt seine Wirkung, wenn er alle paar Minuten vom Spielfilm unterbrochen wird. Andererseits kann sich ein zeitgemäßer Mensch nur noch schwer auf eine Sendung ohne Werbung konzentrieren, immerhin wird er anderthalb Stunden allein gelassen mit dem drängenden Problem „Welche Nudeln sind die besten?“

Weitere Antworten aus dem Schaffen Loriots entnehmen sie einem Werk, das in keinem modernen Haus halt fehlen sollte. Es ist erschienen im Diogenes Verlag und ist erhältlich unter dem Titel „Gesammelte Prosa“.

**N3** Nachmann Rechtsanwälte gratulieren Loriot zum 85. Geburtstag. Als Geschenk unterstützen wir die Ausstellung „Loriot — die Hommage“ im Museum für Film und Fernsehen am Potsdamer Platz.



☛ Außerdem erscheint am 24.10.08 sein neuestes Werk — ebenfalls bei Diogenes: Loriots „Gesammelte Bilder Geschichten“.

# CHANCE

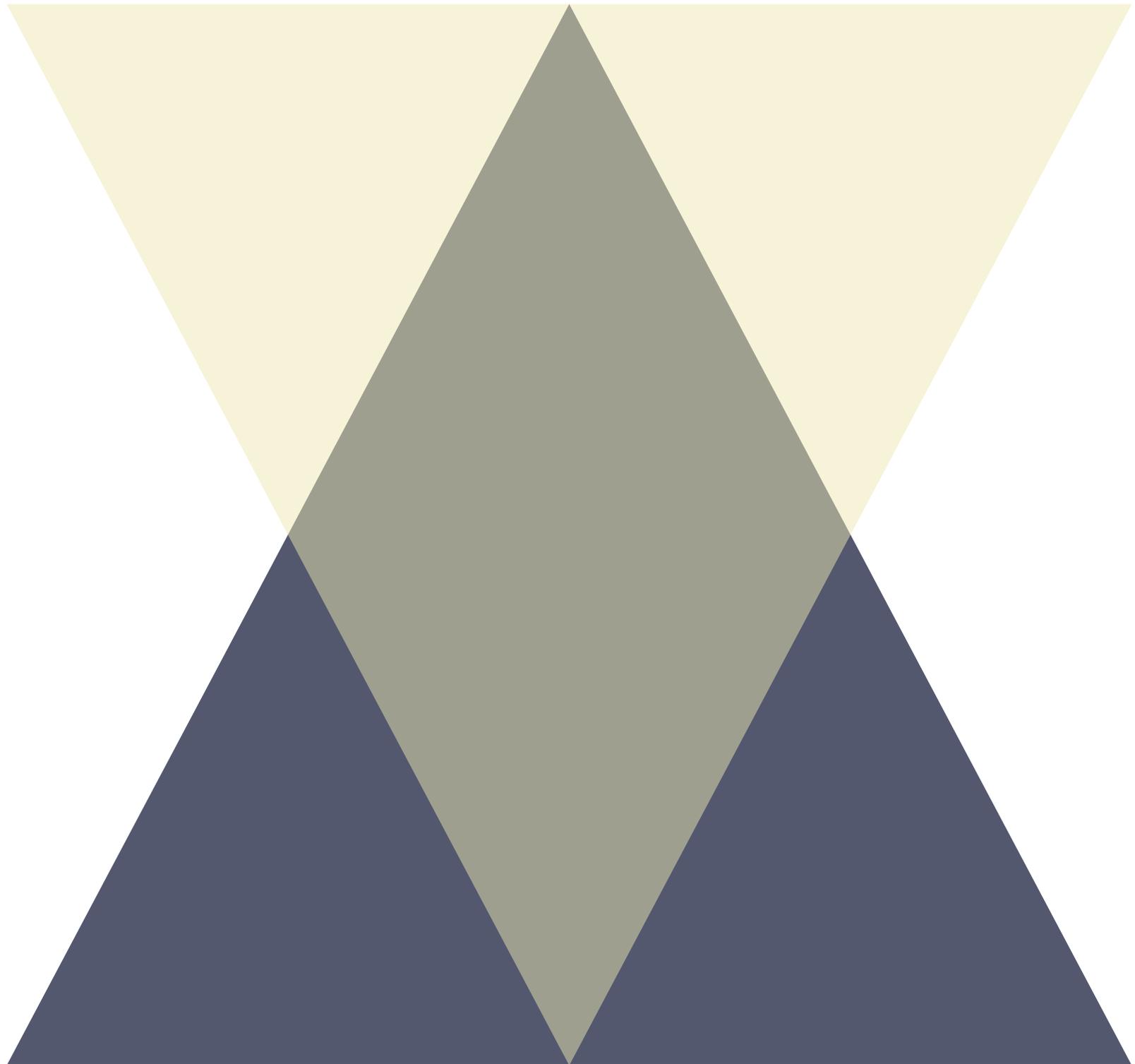
Seite 12

Von Daniel Bauchet, Dipl.-Volkswirt,  
Dresdner Kleinwort Investmentbank,  
Frankfurt/Main,  
Mario Dusi, Rechtsanwalt, Studio Legale,  
Mailand und  
Dr. Alexander Hobelsberger, Rechtsanwalt,  
Nachmann Rechtsanwälte, München.

## ITALIEN

### INVESTMENTS IN SOLARANLAGEN

Öl- und Erdgaspreise halten sich trotz jüngster Marktentspannungen auf hohem Niveau. Gleichzeitig nimmt die Versorgungssicherheit bei fossilen Brennstoffen stetig ab und die Umweltbelastung, auch durch Kohlendioxid-Emissionen, zu. Die Staaten der Europäischen Union haben sich im Rahmen des Kyoto-Protokolls völkerrechtlich verbindlich zur Reduktion der Kohlendioxid-Emissionen verpflichtet. Vor diesem Hintergrund bietet insbesondere die Produktion von Energie aus erneuerbaren Quellen eine Alternative zur Energiegewinnung. Bei dieser Form der Energiegewinnung werden unbegrenzt vorhandene Primärenergieträger (z. B. Sonnen-, Windenergie oder Wasserkraft) genutzt, um daraus Strom zu erzeugen. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Nutzung der Sonnenenergie zur Stromerzeugung (Photovoltaik).



Solkraftwerke bieten den Vorteil, dass sie relativ unauffällig in das Landschafts- und Stadtbild zu integrieren sind und ohne Emissionen und nennenswerten Verbrauch zusätzlicher Betriebsstoffe arbeiten. Zwar sind die Investitionskosten für Solaranlagen und somit die Durchschnittskosten des produzierten Stroms derzeit noch hoch, was sich durch sinkende Anschaffungskosten für Solaranlagen jedoch zunehmend relativiert. Die Kosten für Solarstrom sinken zudem, je größer die Menge des produzierten Stroms einer Anlage ist, was einen Bau in besonders sonnenreichen Regionen interessant macht. In Europa bietet sich neben Spanien insbesondere auch Italien als stabiler und ertragreicher Standort für Solaranlagen an. Investitionen in Solarkraftwerke insbesondere in Süditalien sind besonders sinnvoll, da Italien der größte Stromimporteur in Europa ist. Stromlieferungen können bisher aufgrund der geographischen Lage ausschließlich über den Norden, vor allem aus Frankreich, eingeführt werden und müssen zu den Verbrauchern in Süditalien durch das ganze Land geleitet werden.

Ähnlich wie in Deutschland existiert auch in Italien eine umfangreiche Förderung im Bereich der Erneuerbaren Energien. Italien verfügt über eines der modernsten Gesetze zur Förderung von Erneuerbaren Energien, in das sowohl eigene als auch Erfahrungen der europäischen Partner eingeflossen sind: Das Resultat ist ein marktorientiertes Förderungssystem. Der Strom aus Erneuerbaren Energien wird zu einem Preis verkauft, der zwar von einer zentralen Stelle festgelegt wird, sich jedoch grundsätzlich am gegenwärtigen Marktpreis orientiert. Zusätzlich erhalten Produzenten von Erneuerbaren Energien in dem Umfang, in dem sie erneuerbaren Strom produzieren, so genannte „Grüne Zertifikate“ zugeteilt. Diese Zertifikate können an Energieversorgungsunternehmen verkauft werden, die gesetzlich dazu verpflichtet sind, „Grüne Zertifikate“ zu kaufen, soweit sie nicht einen bestimmten (jährlich ansteigenden) Anteil des produzierten Stroms aus Erneuerbaren Energien herstellen.

Zur Förderung von Solarenergie wird das System der „Grünen Zertifikate“ durch einen konstanten Zuschuss ersetzt, der sich nach der produzierten Energiemenge richtet.

Die Höhe des Zuschusses hängt von der Größe der Anlage, dem Anlagentypus und dem Zeitpunkt der Inbetriebnahme ab. Im Ergebnis wird mit dieser Regelung in Italien ein Mindestpreis für Solarenergie eingeführt. Für größere Freiflächenanlagen beträgt dieser Mindestpreis zurzeit EUR 0,36 je Kilowattstunde zuzüglich der Marktvergütung von EUR 0,08 je Kilowattstunde.

Hinzu kommen weitere Förderungen durch nationale und eine Vielzahl regionaler Regelungen, die Investoren vor allem in den strukturschwächeren, wegen der Sonnenscheindauer durchaus attraktiven Süden ziehen sollen. Teilweise bieten Gemeinden auch die kostenfreie Nutzung von Grundstücken gegen eine Beteiligung am Stromertrag an. Vermehrt werden auch Ausschreibungen öffentlicher Stellen für die Nutzung der Dächer von öffentlichen Gebäuden für den Betrieb von Solaranlagen durchgeführt. Zum Beispiel wurde kürzlich eine erste Ausschreibung des Verteidigungsministeriums zur Bestückung von Kasernendächern mit Solaranlagen in einer Größenordnung von 10 Megawatt durchgeführt.

Aufgrund der gegenwärtigen Förderung ist trotz relativ hoher Errichtungskosten für Solaranlagen bereits heute ein wirtschaftlicher Bau und Betrieb von Anlagen in Italien möglich. Wegen dieser Voraussetzungen sind Investoren derzeit am italienischen Markt sehr aktiv. Die meisten Projekte befinden sich allerdings noch im Planungs- oder Baustadium. Nachdem die ersten Projekte erfolgreich verwirklicht wurden, ist eine ähnlich dynamische Entwicklung des italienischen Markts für Erneuerbare Energien zu erwarten, wie sie in Spanien zu beobachten war.

Innerhalb der Rahmenbedingungen von Europarecht und Internationalem Steuerrecht sind Investmentstrukturen möglich, die ein steuerlich optimiertes Investment aus dem Ausland in Italien zulassen. Insbesondere deutsche Investoren schätzen die geographische Nähe und das fehlende Währungsrisiko. Gleichzeitig stehen Investoren in Italien inländische und ausländische Banken als Finanzierungspartner und spezialisierte Berater zur Verfügung. Insgesamt bestehen damit sehr gute Voraussetzungen für eine Investition, vor allem bei einer Kooperation mit italienischen Partnern bei der Entwicklung und Finanzierung der Solaranlagenprojekte.

# MY NEIGHBOUR- HOOD

Seite 16

Gespräch mit dem neuen Intendanten der  
Bayerischen Staatsoper  
Interview: Andreas Lukoschik  
Illustration: Thilo Rothacker

## NIKOLAUS BACHLER

Er begann als Schauspieler, wurde  
künstlerischer Direktor am Berliner  
Schillertheater und des Taller Europe  
Paris, wechselte daraufhin nach Wien.  
Dort leitete er als Intendant erst die  
„Festwochen“, dann das Volkstheater  
und trat schließlich die Nachfolge von  
Claus Peymann an der „Burg“ an.

Seit dem Sommer ist er Intendant der  
Bayerischen Staatsoper.

**? Herr Bachler, Sie haben gesagt: „Wer  
Wien überlebt, überlebt in dieser Bran-  
che alles.“ Wie meinen Sie das?**

! Das ist natürlich nur auf die Oper  
bezogen. Wien ist eine barocke Stadt. Wien  
inszeniert sich selbst und deshalb ist Wien  
eine einzige Bühne. Jeder Wiener ist ein  
kleiner Theaterdirektor und dementspre-  
chend sind auch die Begehrlichkeiten. Es ist  
schon von Vorteil, dass in Wien das Interesse  
an der Oper und die Tradition so groß ist.  
Aber im Zweifel lebt Wien immer noch in  
der Nachfolge von Metternich. Und obwohl  
es keinen Hof mehr gibt, gibt es immer noch  
die Hofkammerer und Hofkammern und  
Hofintrigen. Insofern ist Wien für jemanden,  
der in der Kultur arbeitet, eine relativ gute  
Schule. Man könnte auch sagen, so was wie  
eine Ranger-Ausbildung.

**? Wie sehen Sie im Vergleich  
München dazu?**

! Ich kann München noch nicht  
vom Opernpublikum her beurteilen. Wenn  
ich es vom Theaterpublikum einschätzen  
sollte, so ist es viel direkter, gerader, offener,  
unaufgeregter, eher der Sache hingegeben  
als so dem Drumherum. Und das Zweite,  
was mir auffällt, ist, dass die Oper einen  
unglaublichen Stellenwert in München hat.  
In Wien haben sie das Burgtheater, die Oper,  
den Musikverein. Da teilt sich das Publikum  
viel mehr auf. Hier merkt man – was ja auch  
sehr schön ist –, dass es das zweitälteste  
Opernhaus überhaupt ist. Und das hat eine  
tiefe Verwurzelung und eine kulturell iden-  
titätsstiftende Position in dieser Stadt. Und  
das ist natürlich fein für jemanden, der hier  
arbeitet.

**? Nun ist ja auch das Gesell-  
schaftsleben wichtig in dieser Stadt, bei  
dem ordentlich „geraschelt“ werden  
muss. Fürchten Sie sich davor?**

! Ganz im Gegenteil. Ich finde,  
wenn Menschen die Oper brauchen, um  
ihr gesellschaftliches Leben zu leben, ist es  
mir tausend Mal lieber, als wenn sie Partys  
und Clubbings dazu nähmen. Ich finde nur  
wichtig, dass wir – die Oper – nicht zum Teil  
der gesellschaftlichen Spiele werden.



Sondern dass wir eher die Spiele spiegeln. Die Kunst muss eine Aussage haben, sie muss etwas wollen. Wenn sich das manchmal auch reibt mit dem Publikum, dann ist das sehr gut. Theater ist kein Intellektuellenclub. Theater – und besonders die Oper – ist für einen möglichst breiten Bevölkerungsanteil da. Ich bin auch ganz dagegen, dass man ständig fragt: Wo sind die Jungen? Ich kann diese Jagd meiner Kollegen auf das junge Publikum nicht verstehen. Mir ist jeder lieb, der kommt.

**? Herr Bachler, Sie haben Opernbühnen und Sprechtheaterbühnen im Wechsel geleitet. Ist für Sie Oper einfach nur Theater mit Musik oder hat Oper noch eine andere, zusätzliche Dimension?**

! Oper hat eine völlig andere emotionale Dimension. Oper wirkt viel direkter auf die Emotionen. Und Oper ist im Prinzip für die theatralische Aussage auch der höhere Abstraktionsgrad. Sie können mit der Musik Dinge ausdrücken, die Sie mit Sprache nicht ausdrücken können. Und daher ist es ein großes Dilemma, wenn Regisseure nur das Libretto inszenieren statt das Wort UND die Musik. Denn das eine verstärkt das andere in größere Dimensionen. Ich würde beides so abgrenzen: Wenn man sagt, das Theater wendet sich grundsätzlich zuerst an den Intellekt und geht dann durch den Körper in die Gefühlswelt, dann geht die Oper den umgekehrten Weg.

Im empathischen und im emotionalen Sinne, glaube ich, geht die Oper weiter. Im repräsentativen Sinne ist sie manchmal gefährdeter, weil die Oper lange überleben kann – auch wenn sie gar keine Aussage mehr hat. Oper kann gut in Kostüm und Maske erstarren und so noch lange weiterleben.

**? Sie haben gesagt, dass München in alten Regieauffassungen erstarrt sei, und suchen neue Regisseure, warum?**

! Solide Häuser wie München müssen sich ja immer wieder aus sich heraus erneuern. Und das ist eigentlich der einzige Sinn, wenn man einen Neuen ans Haus holt. Meine Aufgabe ist es hier, einen neuen Blick

auf die Dinge zu werfen, denn sonst bräuchte ich gar nicht erst zu kommen.

Ich liebe den Satz „Es gibt keine Kunst; es gibt nur Künstler“. Das heißt doch: Alles hängt davon ab, WEN man holt. In der Oper sind nun mal in erster Linie die Sänger und die Dirigenten von Interesse und erst in zweiter Linie die Regisseure. Und wenn ein Haus sehr lange unter der gleichen Leitung lebt, dann gibt es Gewohnheiten und Lieblinge und so weiter. Das geht mir auch nicht anders. Deshalb ist es gut, dass sich das ab und zu umwälzt.

Das Zweite ist, dass wir derzeit eine unglaublich starke Sängergeneration haben. Es gibt täglich neue Talente zu entdecken und von daher geht es der Oper an sich sehr gut. München ist – anders als London oder Wien – ein Ort, wo man entdecken kann. Denn in München kann man mutig sein, weil dieses Haus nicht immer in die Vergangenheit zurückschaut.

Und das Dritte ist, das die starke Regiegeneration, die die letzten 20, 30 Jahre bestimmt hat, auch älter wird und wir jetzt eine neue Generation an Regisseuren fördern müssen. Bislang kamen die Regisseure immer aus dem Schauspiel – die Konwitschnys und die Berghaus sind immer die Ausnahme gewesen – und daher bin ich dort auf der Suche und werde Versuche machen, junge Leute, die jetzt schon ausgewiesene Fachleute am Theater sind, an Operninszenierungen heranzuführen. Ich denke, dass München ein Haus der Entdeckungen sein kann!

Oder wie der Picasso gesagt hat: „Jedes dritte Blatt muss man wegwerfen!“ Wir sind kein Dienstleistungsunternehmen, sondern Kunst ist immer ein Risikofaktor.

**? Es ist kostentechnisch aber eine riskante Angelegenheit, wenn eine Inszenierung floppt, oder?**

! Absolut. Aber wenn man dieses Risiko nicht eingeht, dann kann man nie gewinnen. Die Frage ist deshalb, wie man das abfedert. Aber man kann eine Produktion schon so rausbringen, dass sie gespielt werden kann. Ich bin nämlich ein begeisterter Unternehmer.

Zum Thema „Flop“ eine kleine Geschichte: Vor nicht all zu langer Zeit hat mir der Wiener Staatsoperndirektor Ioan

Hollender, nachdem er große Erfolge mit Konwitschny-Inszenierungen gehabt hatte, gesagt, er habe vor vielen Jahren in Graz eine Konwitschny-Inszenierung gesehen und damals in sein Tagebuch eingetragen: „Diesen Mann nie, nie, nie!“. Er hatte ihn damals nicht verstanden. Manchmal kommen solche Dinge eben zu früh. Nur glaube ich, dass die Gesellschaft dieses Risiko auch erwartet. Denn ist es nicht genau das, was der Mensch im tiefsten Innern von der Kunst erwartet? Die Erweiterung? Er erwartet, überrascht zu werden – und in seinem Denken angestachelt zu werden. Es ist eine kämpferische Auseinandersetzung.

Wenn eine Operaufführung nichts will, dann ist das aus meiner Sicht ein Verbrechen. Dann kann der Vorhang gleich geschlossen bleiben. Es ist dann einfach schade um den gesamten Aufwand.

**? Werden wir einmal konkret. Was wollen Sie mit den ersten Inszenierungen sagen?**

! Der Grund, weshalb man ein Stück auswählt, hat ja mehrere Aspekte. Das eine

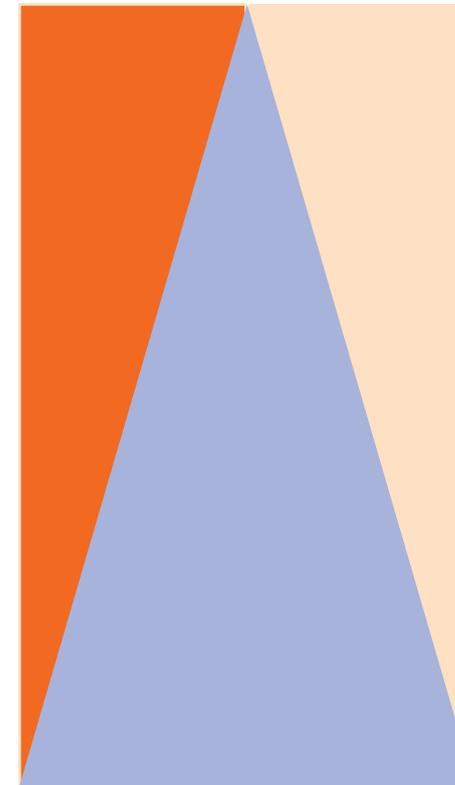
ist der theatralische Aspekt. Der ist bei Macbeth ganz leicht zu entschlüsseln. Es ist die ewig gleiche Frage: Wie sehen die Machtverhältnisse zwischen Menschen in der Beziehung und im Leben drum herum aus? Was ist Stärke, was ist Schwäche? Wenn man so will, habe ich für den Beginn also ein archaisches Grundthema vorgegeben. Beim Wozzeck ist das Ganze dann sozusagen umgedreht.

Das zweite Kriterium ist: Wie wichtig sind die Opern für München? Ich denke, auch da liegen wir gut. Gerade mit Alban Berg.

Und das dritte Kriterium – das sich durch den ganzen Spielplan zieht – ist, dass München für mich eine sehr mediterrane Stadt ist. Die nördlichste Stadt Italiens. Deshalb halte ich die Verdi- und Belcanto-Opern für München sehr, sehr wichtig. Es ist also kein Zufall, dass in der ersten Spielzeit Macbeth, Aida und Lucrezia Borgia neu inszeniert werden. Wir gehen nämlich mit einer sehr südlich-katholischen Emotion an den neuen Spielplan heran.

**? Das Katholische ist Ihrem Schaffen ja, glaube ich, ohnehin sehr wichtig?**

! Ich glaube, dass die religiöse Prägung eine ganz entscheidende ist für eine Gesellschaft und für die Menschen, die in ihr leben. Ich habe lange in Hamburg gelebt, in Paris und in Berlin. Und meine Kindheit habe ich in Österreich verbracht. Deswegen weiß ich aus tagtäglicher Erfahrung: Ein Mensch aus München ist anders geprägt als einer aus Paris oder Berlin. Und das beeinflusst natürlich auch die Herangehensweise an das Theater. Genau das ist für mich so spannend. Ich will nicht das, was ich in Berlin oder Wien gemacht habe, hierher transferieren. Ich möchte hier was Neues erfinden. Etwas, das aus diesem Kulturkreis entstanden ist und hier aufgehoben ist. Mich hat zum Beispiel sehr gefreut, dass die neue Spielplanbroschüre, die wir jetzt für die Spielzeit 08/09 herausgeben, in der ganzen Welt zur Kenntnis genommen worden ist. Neulich hat der Chef von der Met zu mir gesagt: „Die ist so sinnlich!“ Und genau das war der Ansatz. In Wien hätte ich sie so nicht gemacht. Die Fantasien von Visconti,



die es darin gibt, die sind für mich das, wie ich München empfinde.

Mal sehen, wohin wir damit kommen. Vielleicht revidieren wir das eines Tages. Aber ich habe jetzt große Lust, hier etwas Neues zu finden. Deshalb gehe ich auch niemals mit einem ganzen Team an ein neues Haus, sondern allein. Mit einem Team macht man sonst gerne die Sachen, die man schon früher gemacht hat. Aber jedem Anfang wohnt ein Zauber inne – und den muss man spüren und ausdrücken wollen. Und das kann ich besser allein, weil sich auch mein Leben an einem neuen Haus anders anfühlt.

**? Sie haben gesagt, Sie wollten München zum besten Opernhaus Deutschlands machen und zu einem der Big Five in der Welt. Frage: Wer sind die Big Five in der Welt und wer muss seinen Platz für München räumen?**

! Also, in Deutschland muss ich München glaube ich gar nicht erst zur Nummer Eins machen. Das ist es jetzt schon. Man muss es nur noch mehr manifestieren. Wer soll es auch sonst sein? Die Berliner Situation kennen wir. Wer sollte es also sonst sein?

**? Die Stuttgarter zum Beispiel.**

! Ja, aber die Stuttgarter sind schon vom Grundsätzlichen her eine andere Liga. Ich schätze die Stuttgarter außerordentlich.

Nur, das ist eine andere Art Haus. Und da sind wir gleich bei den Big Five. Das sind letztlich London, Mailand, Wien, die Met und Paris. Und ich habe im Moment das Gefühl, dass die Plätze von London und Paris ziemlich „available“ sind. Aber auch wenn es sechs Big Five sind, ist es mir recht. (lacht)

Sie müssen ja nur schauen, welche Sänger wo auftreten und wer sich für welche Häuser interessiert. Sie kriegen bestimmte Sänger zum Beispiel nicht nach Hamburg, weil es für die Biografie nicht wichtig ist, dort zu singen. Gut, bestimmte Sänger gehen in Italien in mittlere Häuser oder nach Barcelona, weil die für sie so viel Geld raushauen. Das ist in Ordnung.

Aber der große Vorteil von München ist das Publikum. Es ist unglaublich offen. Diese Qualität ist wirklich bekannt. Wagnersänger singen zum Beispiel sehr gerne hier. Wir haben natürlich nicht das Finanzvolumen von Paris oder Mailand. Aber man kann da schon mithalten, wenn man es geschickt macht.

**? „Bestes Opernhaus“ machen Sie also nicht fest an der jährlich stattfindenden Auszeichnung der Opernwelt?**

! Jede Auszeichnung und jeder Preis freut einen. Aber ich sage: Die Preise müssen meiner Arbeit folgen und nicht umgekehrt. Ich habe nie versucht, Dinge

strategisch zu machen, um etwas zu bewirken, sondern eher immer umgekehrt.

**? Wo holen Sie Ihre Inspirationen her?**

! Man muss erst mal eine Begabung haben. Ein Tischler ohne Formgefühl ist kein guter Tischler. In meinem Fall heißt das: Man muss einen theatralischen Blick auf die Welt haben. Und man muss ein gutes Ohr haben, sonst ist man bei der Oper fehl am Platze. Das ist mal das eine.

Die Inspiration kommt dann – ja, aus dem Leben. Ich bin ein Mensch, der den Machtmythos an der untersten Grenze hält und den Lebensnerv an der obersten Grenze. Ich versuche, mich lebendig selber einzubringen. Damit ich mich halt spüre und was erlebe. Denn nur aus dem eigenen Spüren kann man arbeiten. Die große Gefahr bei diesen Jobs ist, dass man sich abschottet, immer mehr zum Stuhl wird, auf dem man sitzt, und zur Institution wird. Ich lebe schon deshalb ein sehr volles Leben. Gewollt.

Und das Zweite ist natürlich die Kunst. Sie ist eine unerschöpfliche Quelle. Auch wenn ich es schon hundert Mal gelesen habe, jedes Kapitel von Proust oder Dostojewski ist eine Neuentdeckung der Welt für mich. Mir tun immer die Menschen zutiefst leid – und das ist nicht überheblich gemeint –, die keine Berührung mit all diesen Sachen haben. Was säumen die alles! Und dann die bildende Kunst. Ich sage immer: Meine eigentliche Leidenschaft ist nicht das Theater, sondern die bildende Kunst. Deswegen war ich beim Herrn Nachmann auch sofort begeistert von dem, was in seinem Büro an den Wänden hängt.

Die Hauptaufgabe der Kunst ist es, den Menschen zu verfeinern und zu bereichern. Das ist mein Selbstverständnis der Kunst. Wenn man dann auch noch das Glück hat, dass man das alles nicht nur konsumiert, sondern es zu seiner Arbeit und seinem Leben machen kann, dann ist das einfach wunderbar. Und all das ist elementar wichtig. Denn so begeistert ich bin, so begeistert kann ich auch so ein Haus führen. Es geht eben nicht um Macht, sondern um Emotion. Nur durch Emotio-

nen und Begeisterung bekommt man etwas zurück. Sonst entscheidet man ja nur.

**? Damit sind wir beim Thema Kinder und Nachwuchs. In Wien haben Sie da neue Wege beschritten. Haben Sie etwas Neues für Kinder und Jugendliche in München in petto? Sie selbst wurden als Fünfjähriger von ihren Eltern ja nicht ins Märchen mitgenommen, sondern in den Parsifal.**

! Ja, das stimmt. Die Geschichten von Wagner sind so simpel und spannend für Kinder. Ich habe mit sechs oder sieben Siegfried „gefressen“, weil es einfach eine tolle Geschichte ist. Ich komme jetzt allerdings in ein Haus, wo man unglaublich viel auf diesem Feld tut. Mehr als in jedem anderen Haus, das ich kenne. Ich habe jetzt nur ein Education Department gegründet, das sich damit befasst, ob man diese Arbeiten mehr konzentrieren sollte.

Ich halte viel davon, dass man Kinder aktiv einbezieht, also Projekte anbietet, bei denen die Kinder etwas MACHEN können. Vor allem halte ich nicht viel von eigenen Kindervorstellungen. Ich habe zum Beispiel ganz tolle Erfahrungen mit einer Reinecke-Fuchs-Produktion am Burgtheater gemacht, die als Erwachsenenvorstellung begann und immer mehr von Kindern besucht wurde, so dass wir sie dann letztlich in den Nachmittag verlegt haben. Aber es war der originale schwere Goethe-Text. Ich glaube, dass man Kinder immer unterschätzt.

**? Ein Kollege von der SZ hat über Sie geschrieben: „Er wurde Schauspieler an den großen Häusern und wusste, dass er dies nie bleiben würde, obwohl er eine Freude hatte an seinen Rollen.“ Kann man als Intendant diese sinistren Seiten auch ausleben?**

! Ich glaube, dass man sinistre Rollen nur dann spielen kann, wenn man ein heller Mensch ist. Man ist nämlich schlecht beraten, wenn man seine charakterlichen Abgründe in der Kunst zu kompensieren versucht. Ich fand für mich als Schauspieler das klassische Liebhaberrepertoire immer langweilig. Wie wir alle wissen, ist Richard der Dritte nun mal spannender als Romeo.

Ich habe deshalb von Anfang an immer lieber Jago gespielt als Othello. Ich weiß nicht, ob man daraus Rückschlüsse auf meinen Charakter anstellen kann? (lacht)

**? Die Tagespresse hat Sie ja immer wieder gefragt, ob Sie mit Kent Nagano zusammenarbeiten wollen, und ein latent schwelendes Zerwürfnis auguriert. Ihre Antwort darauf war in etwa: Lassen Sie uns doch erst einmal die Zusammenarbeit beginnen, ehe Sie uns schon Scheidungsgelüste unterstellen. Hat die Zusammenarbeit begonnen? Und wie sieht es aus?**

! Wir arbeiten seit zwei Jahren zusammen. Wir haben einen absoluten Konsens in dem, was wir machen. Es gibt nicht im geringsten Konflikte. Es würde auch niemand danach fragen, wenn wir nicht so versetzt angefangen hätten. Denn normal ist es so, dass Generalmusikdirektor und Intendant gemeinsam anfangen und nach zwei, drei Jahren gemeinsam verlängern oder nicht. Nagano hat aber schon vor zwei Jahren angefangen und deshalb ist es etwas schräg, diese Frage zu stellen. Da aber die Menschen nicht nur in Wien, sondern auch in München Gerüchte und Sensationen lieben, stellen sich nun alle die Frage: Na, verstehen sie sich?

Also: Wir arbeiten jetzt mit großer Freude zusammen und daher ist es kein Thema, sich den Kopf zu zerbrechen, was in drei Jahren sein wird. Und wenn es dann so weit sein wird, werden wir uns zusammensetzen und uns fragen, was für jeden Einzelnen wichtig und richtig ist und was für die Oper.

**? Der Journalist als Jago?**

! Na ja, das Missverständnis in meiner Branche ist ja, dass angenommen wird, die Journalisten müssten uns und unsere Programme verkaufen. Nein. Der Job des Journalisten ist es, seine Zeitung zu verkaufen. Und daher müssen sie viele Dinge auch so zuspitzen, dass sich die Leute für ihre Zeitung interessieren. Wenn dabei die Balance stimmt, ist das in Ordnung.

**? Eine hypothetische Frage:  
Wären Sie auch an die Staatsoper Unter den Linden gegangen?**

! Nein. Sehen Sie, das Schöne, wenn man einmal seine Visitenkarte abgegeben hat und die Menschen den Eindruck haben, dass man seinen Beruf beherrscht, ist doch, dass man freier wird. Es gibt nicht so viele Begabungen – nicht bei den Sängern, nicht bei den Dirigenten, nicht bei den Intendanten –, dass für die, die etwas zu sagen haben, nicht genügend Platz ist. Und deshalb muss man keine Notkonstellationen eingehen. Und damit sind wir wieder bei Ihrer Frage: „Wo nehmen Sie Ihre Inspirationen her?“ Schauen Sie, ich nehme sie natürlich nur – und das ist vielleicht ein großes Wort – aus meinem erfüllten Leben und weil ich gerne an dieses Haus gehe und gerne in München bin. Wenn das nicht der Fall ist, dann brauche ich doch erst gar nicht zu kommen. Ich kann doch nicht gegen mein Leben arbeiten.

**? Haben Sie denn schon eine Wohnung gefunden?**

! Ja. In Schwabing. Ganz toll. Ein altes Maleratelier, oben unterm Dach, mit Nordfenster und allem. Das ist richtig schön. Ich sollte ja in diese Burg in Grünwald ziehen, wo früher der August Everding gewohnt hat, aber da habe ich befürchtet, dass ich mich eines Tages von den Zinnen stürze. Also habe ich etwas anderes gesucht. Und dann war ich in Asien und habe in Kambodscha ein Ehepaar kennengelernt, die mir erzählten, dass sie aus ihrer Schwabinger Wohnung ausziehen. Und das ist jetzt meine Wohnung. Noch ein wichtiger Grund, weshalb ich mich in München sehr wohl fühle.

**N3** Nachmann Rechtsanwälte sind Sponsor der Bayerischen Staatsoper.



Ute Mahler, Ostkreuz „Spurensuche“



# RISK

Seite 25

Von Daniel Bauchet, Dipl.-Volkswirt,  
Dresdner Kleinwort Investmentbank,  
Frankfurt/Main,  
Mario Dusi, Rechtsanwalt, Studio Legale,  
Mailand und  
Dr. Alexander Hobelsberger, Rechtsanwalt,  
Nachmann Rechtsanwälte, München.

## ITALIEN

### INVESTMENTS IN SOLARANLAGEN

Mit seiner hohen jährlichen Sonneneinstrahlung ist Italien – und vor allem der Süden Italiens – im europäischen Vergleich ein idealer Standort für Solaranlagen. Ein weiterer Pluspunkt ist eine sehr moderne Gesetzgebung zur Förderung Erneuerbarer Energien. Bei allen Vorteilen gilt es jedoch auch einige Risiken bei einer Investition in italienische Solarprojekte zu beachten.

Das italienische Vergütungssystem für Erneuerbare Energien beinhaltet auf den ersten Blick ein größeres Preisrisiko für Investoren als beispielsweise das deutsche Vergütungssystem. In Italien gibt es – im Gegensatz zur deutschen Förderungsregelung – keine konstante gesetzlich festgelegte Einspeisevergütung. Einem Investor wird eine Kalkulation seiner Erträge damit schwerer gemacht, da nicht nur Schwan-

kungen in der Sonnenstrahlung, sondern auch Schwankungen des Marktpreises in der Ertragsprognose berücksichtigt werden müssen. Andererseits bietet das italienische System damit auch die Chancen einer Preisbildung in einem freien Markt. Ein staatlicher Eingriff in die Preisbildung wird weitestgehend vermieden, der Kostendruck steigt. Im selben Maße steigt aber auch der Innovationsdruck, was sowohl aus marktwirtschaftlicher als auch aus energiepolitischer Sicht zu befürworten ist.

Eine Investition in Italien sollte gut geplant und durch am italienischen Markt erfahrene Fachleute begleitet werden. Investoren, die beabsichtigen, in Italien Solaranlagen zu bauen und zu betreiben, sollten bereits im Planungsstadium auf solche Experten zurückgreifen. Die Einholung sämtlicher Genehmigungen zum Bau und Betrieb einer Solaranlage ist ohne Kenntnis der lokalen gesetzlichen und tatsächlichen Gegebenheiten kaum zu verwirklichen. Die Hinzuziehung von erfahrenen Beratern oder entsprechenden Dienstleistern ist aber auch in den nächsten Phasen unerlässlich, wenn es zum Beispiel um den Anschluss an das Stromnetz oder ähnliche Fragen geht.

Darüber hinaus ist es in Italien erst nach Inbetriebnahme des Kraftwerks möglich, eine Vergütung zu beantragen. Dabei ist eine Frist von 60 Tagen nach Inbetriebnahme einzuhalten, in der alle für die Beantragung notwendigen Unterlagen eingereicht werden müssen. Wird diese Frist nicht eingehalten, verfällt der Rechtsanspruch auf die gesetzliche Förderung.

Gleichzeitig existiert gegenwärtig nur eine gesetzliche Regelung bis zum 31.12.2010, die 2009 durch eine Gesetzesnovelle behoben werden soll. Dies birgt insbesondere für Projektentwickler das Risiko, dass Verzögerungen in der Projektentwicklung eine deutliche Korrektur des zu erwartenden Ertrags zur Folge haben, wenn die Förderung durch die Gesetzesnovelle nicht in dem gewünschten Umfang fortgesetzt wird. Denkbar sind sowohl eine Absenkung der Mindestvergütung als auch die Herabsetzung der maximal förderbaren Nennleistung (derzeit 1.200 Megawatt pro Jahr). Die Folge wäre ein Szenario, wie es gegenwärtig in Spanien zu beobachten ist. Dort wird geplant, die Einspeisevergütung

spätestens zum Jahresende um bis zu 35 Prozent zu senken und die jährlich neu installierten geförderten Solaranlagen auf insgesamt 300 Megawatt zu beschränken. Eine solche Maßnahme hat ganz erhebliche Auswirkungen auf die Wirtschaftlichkeit einer Solaranlage, so dass die Durchführung zahlreicher noch in der Planung befindlicher Projekte in Spanien nun überprüft wird.

Ein deutscher Investor muss sich auch darüber im Klaren sein, dass bei Leistungen, die in Italien erbracht werden, grundsätzlich italienisches Recht anzuwenden ist. Dies gilt auch für Garantien aus Werkverträgen und deren Verjährung bzw. deren Verfall. Die Möglichkeit einer vertraglich vereinbarten Anwendung deutschen Rechts sollte stets geprüft werden. Auch in dieser Hinsicht ist zur Vermeidung von rechtlichen Risiken die Inanspruchnahme von rechtlicher Beratung unablässig.

Besondere Sorgfalt sollte ein Projektentwickler auch bei der technischen Auslegung des Kraftwerks walten lassen. So sind die klimatischen Verhältnisse in Italien nicht mit denen in Deutschland vergleichbar. Vor allem in Süditalien ist mit höheren Temperaturen und somit mit höheren Leistungsverlusten der Solarmodule zu rechnen. Zusätzlich muss auch bei den Wechselrichtern und Transformatoren auf eine bessere Kühlung geachtet werden, um Abschaltungen des Kraftwerks aufgrund von Überhitzungen der Komponenten zu vermeiden.

Fazit: Italien ist die siebtgrößte Volkswirtschaft der Welt, Mitglied der Europäischen Union und des Euroraums. Werden die oben genannten Risiken ernst genommen und entsprechend berücksichtigt, bietet Italien für deutsche Investoren, die bereit sind, sich mit den örtlichen Gegebenheiten auseinanderzusetzen und die Projekte professionell zu planen und durchzuführen, ein sehr gutes Investitionsumfeld und damit beste Chancen für ein rentables Investment.

# MY MUNICH

Seite 28  
Interview: Andreas Lukoschik  
Illustration: Monika Aichele

## PROF. DR. HELMUT FRIEDEL

### DER DIREKTOR DES LENBACHHAUSES ÜBER MÜNCHEN, KUNST UND DIE GROSSE KANDINSKY- AUSSTELLUNG

Das Arbeitszimmer des Direktors liegt an der Theresienstraße. Gegenüber der langen Fensterfront in kleinen, antiken Scheiben, steht ein gigantisches Bücherregal. Voll mit Büchern, Manuskripten, Notizen. Der Raum ist mehr Gelehrtenzimmer als Büro. Und so ist auch sein Bewohner: Prof. Dr. Helmut Friedel, Direktor des Lenbachhauses. Mir fällt die stattliche Liste seiner Publikationen ein, die ich bei der Recherche gefunden habe. Spontan frage ich: „Wissen Sie eigentlich, wie viele Bücher Sie publiziert haben?“

„Nein, keine Ahnung“, sagt er beiläufig. Vermutlich auch, weil es ihn nicht wirklich interessiert und fügt hinzu: „Das kommt so mit dem Alter.“ Eine wohlthuend unaufgeregte Antwort in einer Zeit, in der jeder Neuling seine persönliche track record ins Netz stellt in der Hoffnung, bedeutsam zu sein. Aber wie in vielen Bereichen, so ist es auch hier: die wirklich Bedeutsamen sind einfach fleißig und die anderen nur emsige „Raschler“.

Das Lenbachhaus wird im März 2009 für die Dauer von drei Jahren geschlossen, weil es durch den britischen Stararchitekten Sir Norman Foster umgebaut wird. Also frage ich einen, der es wissen muss, danach, was man bis zur Schließung bei ihnen gesehen haben sollte.

Ohne langes Nachdenken antwortet er halb stolz, halb nachdenklich: „Am 25.10. geht ein lang gehegter Traum von mir in Erfüllung: Die drei großen Kandinsky-Sammlungen der Welt – also das Centre Georges Pompidou in Paris, das Guggenheim Museum in New York und das Lenbachhaus – tun sich zusammen und zeigen die 60 wichtigsten Gemälde aus ihren großen Sammlungen und ergänzen sie um 30 weitere Leihgaben großer Privatsammler, um Kandinsky als Maler zu zeigen. Das Großartige daran ist für unser Haus: Sie wird hier weltweit zum ersten Mal gezeigt. Ich glaube, dass das gerade für das Münchner Publikum sehr interessant ist, weil wir nur den frühen Kandinsky kennen. Das Lenbachhaus zeigt in seiner ständigen Ausstellung ja das Legat der Gabriele Münter, also die ersten Schritte Kandinskys in die Abstraktion. Aber das Bauhaus und die Pariser Zeit fehlen bei uns. In dieser Ausstellung wird all das – also der gesamte Kandinsky – zu sehen sein. Gleichzeitig werden wir die Druckgrafik Kandinskys bei uns komplett zeigen.“

Und dann darf der Besucher nicht versäumen, noch mal den Blauen Reiter zu besuchen, ehe Franz Marc, Alexej von Jawlensky, August Macke und die anderen Rheinländer für drei Jahre in München nicht mehr zu sehen sein werden.

Erweitern werden wir diese Ausstellung noch, indem wir Norman Foster gebeten haben, seine Arbeiten und das Münchner Projekt 'Lenbachhaus' hier bei uns zu zeigen, so dass wir in mehreren Räumen die Methode Fosters zeigen können.

Wir zeigen also den Aufbruch zu einem neuen Lenbachhaus und lassen das Ganze mit einem weltweit zu hörenden Schlussakkord verklingen.“

Wow. Und dann? Was passiert in den drei Jahren? Touren die Bilder der einzigartigen Lenbachhaus-Sammlung in der Welt, so wie wir das mit den Bildern des MoMA und des Metropolitan Museums in Berlin gesehen haben? Verdienen sie Geld?

Leicht ausweichend und ganz auf der Hut formuliert Professor Friedel: „Es gibt erste Gespräche mit Interessenten aus Asien und Amerika für Ausstellungen in 2010/2011.“

Mehr sagt er nicht? Leises Kopfschütteln. Nun gut. Man muss solche Gespräche durch frühzeitiges Ausplaudern von Details ja auch nicht stören. Und was macht der Direktor die nächsten drei Jahre?

„Ich bin der Meinung“, fährt er seine Ausführungen in gewohnter Eloquenz fort, „dass sich ein guter Bau nicht nur aus der Leistung eines guten Architekten definiert, sondern auch durch das, was der Bauherr fordert. Das geht bis ins Detail. Es gibt nichts Schlimmeres, als wenn ein Feuerlöscher an einer Wand stärker wirkt als das Gemälde, das dort hängt. Wobei das nicht unbedingt am Gemälde liegen muss. Also, solche Fehler will ich beim Bau verhindern. Das ist zwar eine banale Aufgabe, erfordert aber viel Sorgfalt.“

Das andere wird die Neukonzeption des Museums sein. Das heißt, wir werden mit ganz neuen Aufgaben und Lösungen aufwarten müssen. Ich gehe zum Beispiel davon aus, dass die nächste Generation Museumsbesucher weniger lesen wird, aber dafür stärker an einer auditiven Kommunikation orientiert sein wird. Dementsprechend muss ein Audiosystem erarbeitet werden, das nicht nur in verschiedenen Fremdsprachen angeboten wird, sondern auch für junge

Menschen Informationen anders formuliert als für Besucher meiner Generation. Wir werden daran arbeiten, dass für jedes zentrale Werk Informationen unterschiedlichster Art bereitgestellt werden. Wenn zum Beispiel ein Kandinsky-Bild unter Einfluss eines Schönberg-Konzertes gemalt ist und 'Konzert' heißt, dann muss der Besucher wenigstens Auszüge aus diesem Konzert vor diesem Bild hören können. Oder auch die Stimme des Künstlers. Wenn man die einmal auch nur kurz gehört hat, dann nimmt man das als einen zusätzlichen Aus- und Eindruck mit.

Dann muss die Organisation des Ausstellungsprogramms spätestens zwei Jahre vor Beginn des Museumsbetriebes wieder anlaufen. Gleichzeitig haben wir Ausstellungen im Kunstbau. Und dann noch die Tournee unserer Sammlung in Asien und Amerika.

Also wer denkt, wir gingen jetzt alle für drei Jahre an den Strand, der liegt falsch.“ Das hört sich nach einem intensiven Neuanfang an. Also frage ich ihn, was es Neues geben werde.

„Schauen Sie, Menschen gehen doch in ein Museum, um etwas Besonderes zu erfahren. Da gehören Überraschungen dazu. Also Räume, die Sensationen sind. Kunstwerke, die etwas ausstrahlen, was sich über ein Informationsmedium wie die Fotografie nicht vermitteln lassen. Ein Lichtraum von James Turrell zum Beispiel, den man nur durch eigene Betrachtung und Begegnung erleben kann.

Wir haben uns die Aufgabe gestellt, viel darüber nachzudenken, wie man mit vielerlei synästhetischen Medien Menschen, die sonst keinen Zugang dazu haben, stimulieren kann, Kunst zu begegnen.

Wir haben zum Beispiel als erstes Museum in Deutschland einen türkischsprachigen Führer herausgegeben. Denn je mehr wir unsere Kultur wichtig nehmen, um so mehr müssen wir denjenigen entgegen kommen, die unsere Sprache nur bedingt beherrschen, um sie neugierig zu machen und ihnen die Inhalte näherzubringen.

Dazu gehört auch, dass wir uns nach der Wiedereröffnung nicht auf die acht Stunden Öffnungszeit beschränken, sondern dass wir Programm bis 24 Uhr machen – in Verbindung mit dem neu erbauten Restaurant. Durch den Umbau können wir nämlich die Sicherheitsbereiche abschotten bei gleichzeitiger Öffnung der kommunikativen Räume.

Das Museum soll also weder ein Distanz verbreitender Raum sein noch im Sinne einer Shopping Mall genutzt werden, sondern es soll – ganz im Sinne der Kunst – ein lebendiger, narrativer Raum werden. Denn wir haben hier ja kein sakrales Museumsgebäude, sondern das lebendige Wohnhaus eines Künstlers, in dem zu Lenbachs Zeiten gelebt und gearbeitet wurde.“

Wie schön, dass ein Mann, der schon so lange diesem Hause vorsteht, keinerlei Symptome von Betriebsblindheit zeigt. Im Gegenteil. Den es geradezu drängt, mit seinem Haus neue Wege zu gehen. Und wie wird nun Sir Norman in diesem Sinne das Haus neu gestalten?

„Das Problem war“, erläutert Professor Friedel, „dass das ganze Haus aus Sicherheitsgründen – vom Brandschutz bis zu sonstigen Auflagen – hätte geschlossen werden müssen. Man muss dazu wissen, dass dieses Haus 1944 durch einen Luftangriff schwer beschädigt wurde und zu Beginn der 50er Jahre wieder eröffnet wurde. Das Haus wurde also mit relativ einfachen Mitteln in der Nachkriegszeit saniert – und seitdem ist nichts Wesentliches gemacht worden. Mit anderen Worten: Die damalige Sanierung war eine ganz gute und klug gemachte Arbeit, die immerhin fast 60 Jahre gehalten hat. Aber inzwischen haben sich die Anforderungen geändert. Diese Mängel werden jetzt von Grund auf behoben.“

Aber das Entscheidende ist, dass der Haupteingangsbereich – gemäß dem Zuschauerstrom – zur U-Bahn hin geöffnet wird. Das bedeutet, dass der Neubau von 1972 – wo jetzt der Blaue Reiter gezeigt wird – abgebrochen wird und ein neuer Bau angedockt wird, in dem die Eingangshalle sein wird, von wo die Zuschauer in die verschiedenen Räume gelangen werden. Dort werden auch Bar, Restaurant und die Veranstaltungsräume untergebracht sein. Der Charakter des Hauses wird also erhalten bleiben bei gleichzeitiger Modernisierung und Öffnung zur Richard-Wagner-Straße hin und Erhöhung der Stockwerkzahl. Es wird sehr viel Tageslicht in den neuen Räumen geben und ein Teil des jetzigen Hauses wird um- und überbaut, so dass ein Teil der heutigen Außenmauern dann zu Innenmauern im neuen Komplex werden.“



Und was geschieht mit dem wunderschönen kleinen Garten? Wird man sich trotzdem noch in ihm ergehen können?

„Ja natürlich“, beruhigt er mich mit einem leisen Lächeln. „Der wird sogar inszenatorisch gesehen eine wichtige Rolle spielen, zum Beispiel für die eine oder andere kleinteilige Skulpturenausstellung. Der Zugang durch den Garten wird allerdings immer offen bleiben, weil es ja einen gewissen Charme hat, durch den Garten zum Museum zu gehen. Aber wir brauchen den neuen, den großen Eingang. Wir hatten in den 70er Jahren etwa 70.000 Besucher im Jahr. Jetzt haben wir 200.000 Besucher. Und wir rechnen bei Großausstellungen wie der kommenden Kandinsky-Ausstellung damit, dass es 400.000 Besucher im Jahr sein werden. Das schafft man nicht mehr mit dem Garteneingang.“

Nun stellt sich bei einem doch recht kleinen Museum wie der Städtischen Galerie im Lenbachhaus naturgemäß die Frage, wie man denn zu einem weltweit begehrten Architekten wie Norman Foster gekommen ist? Der Mann hat ja Baustellen auf der ganzen Welt. Diese falsch verstandene Bescheidenheit kann mein Gesprächspartner erfreulicherweise nicht so recht teilen. „Es war ein Ausschreibungsverfahren, das das Baureferat gemacht hat, und da hat sich Norman Foster eine klare Favoritenrolle erarbeitet. Ausgeführt wird alles von seinem Berliner Büro, von Professor Hallmann, der sehr sorgfältig in den Details ist. Ich finde es darüber hinaus für jede Stadt schön, wenn in ihr bedeutende zeitgenössische Architekten bauen. Ich hätte in München zum Beispiel auch mal gerne etwas von der Hadid.“

Der Mann hat einfach einen weiten Blick auf das Ganze. Also will ich wissen, was nach Fertigstellung des Umbaus in den neuen Räumen gezeigt werden wird.

„Natürlich der Blaue Reiter, denn wenn man solch wichtige Werke hat, dann muss man sie auch prominent zeigen. Aber – und jetzt plaudere ich ein bisschen aus dem Nähkästchen – werden wir dabei nicht so streng auf die Chronologie achten, sondern auch Bezüge zur Gegenwartskunst herstellen. Ich kann mir also durchaus vorstellen, dass unter den Romantikern auch mal eine Landschaftsfotografie von Gursky auftaucht. Nicht um sie miteinander zu vergleichen, sondern damit ein heutiger Blick dort sichtbar

wird, der aus einem durchaus verwandten Anliegen entstanden ist. Dadurch heben wir auch das Neue an der alten Kunst hervor und aktualisieren ihre Sichtweise auf die Welt. So werden wir im neuen Lenbachhaus prinzipiell arbeiten. Vielleicht werden wir auch mit der einen oder anderen Neuerwerbung das Publikum dann überraschen können. Mal schauen.“ Die könnte ja auch mit der Asien-Tournee finanziert werden, weshalb es völlig in Ordnung ist, dieses Thema nicht weiter zu streifen. Wenden wir uns dem Kunstplatz München zu.

Das Lenbachhaus hat ja eine Tradition in der Schau neuer, junger Künstler. Hier wurde zum Beispiel in den Siebzigern die erste Gerhard-Richter-Ausstellung in einem Museum gezeigt. Stellt sich die Frage, was das Lenbachhaus und sein Direktor für die junge Kunst tun. Ich frage ihn das, weil es ja durchaus etwas lebendiger in der Münchner Kunstszene zugehen könnte. Es müssen ja nicht alle immer zwangsläufig nach Berlin abwandern, oder?

Mit dieser Frage bin ich offenbar durch eine offene Tür bei ihm getreten. „München hat ein sehr kunstsinniges und reiches Publikum“, beginnt Helmut Friedel, „und zwar in jeder Hinsicht, also an Geld, an Kenntnis, an Informationen und Möglichkeiten – aber bei junger, nicht so gängiger, etwas intellektuellerer Kunst ist es sehr zurückhaltend. Bei der eben erwähnten ersten Richter-Ausstellung waren damals zwölf Besucher! Ich sage immer: Den Münchnern fehlt der Blues.“

Wir haben ja gerade die Favoriten-Ausstellung von Künstlern unter 30 gehabt. Da hat man gesehen, dass starke und intensive Bilder dabei waren, die auch viel Humor haben. Oder auch die Ausstellung ‚interesting productions‘, die ich für hervorragend gehalten habe – aber darüber gab es keinen einzigen Bericht. Die Leute gehen lieber nach Berlin oder New York, um etwas zu entdecken. In München muss es fast schon angekommen sein, um wahrgenommen zu werden. Aber wir HABEN ja die jungen Künstler und wir zeigen sie auch in Ausstellungen! Wir, das Lenbachhaus mit seinen Kuratoren, suchen aus der Fülle von 100 jungen Künstlern, die wir in ihren Ateliers besucht haben, 15 aus und zeigen dieses Angebot. Da muss sich also ein Journalist erst gar nicht die Arbeit machen,

durch die Ateliers zu ziehen. Das haben wir ihm mit einer großen Schar von Fachleuten schon abgenommen.“ Und wo fehlt es nach seiner Einschätzung?

„Ich nehme mal das Feuilleton der SZ. Die berichten zwar über solche Ausstellungen, aber sie verteidigen nicht das, was hier entsteht und geleistet wird. Die Medien sind immer dem Hiesigen gegenüber viel skeptischer als Ereignissen, die von außerhalb der Stadt kommen. Ich sage ihnen oft: Berichtets weniger – aber euphorischer.“

Fehlt München die Begeisterung für sich?

„Das Selbstvertrauen. Oder auch der Stolz. Ein Sammler gibt doch eher damit an, dass er einen Chinesen entdeckt hat oder einen neuen Amerikaner als einen Münchner. So was würde Römern niemals einfallen.“

Dieses Münchner Defizit hat natürlich historische Wurzeln. Die großen kunsthistorischen Leistungen wie zum Beispiel der Blaue Reiter wurden – bis auf Franz Marc – von Nicht-Münchnern erbracht. Dann gab es die wahnsinnige Depression in den 20er Jahren, die durch die Nazis komplettiert wurde. Der Wiederbeginn in der Kunst war dann so spießig, dass man eigentlich erst zu Beginn der 70er Jahre von einem eigenen Kunstleben sprechen kann. Da wurde es allerdings sogar international – angeregt und befördert durch die Olympischen Spiele. Das war übrigens sensationell, wie die Kunst in das Konzept der Spiele integriert wurde. Da hat München etwas Neues erfahren. Aber es hat bis heute immer noch eine gewisse Skepsis zu den Leuten, die hier entstehen.“

Zur Kunstszene gehören aber auch die Galerien. Wie sieht denn die Zusammenarbeit mit denen aus?

„Die Zusammenarbeit mit den Galerien, die ich für unabdingbar und sehr natürlich halte, hat sich im letzten Jahrzehnt aufgrund der Kunstpreisentwicklung in eine andere Richtung entwickelt. Früher war das Museum der Hort, in den die Kunst sollte. Heute sind es potente Privatsammler, die sich mit mehr Mitteln und schneller etwas leisten können als Museen. Und die Galerien verkaufen an denjenigen, der mehr zahlt. Das ist auch ihre Aufgabe und ihr Geschäft. Aber dadurch hat sich etwas verändert. Das Verhältnis Galerien – Museen muss man heute anders betrachten als noch vor zehn,

zwanzig Jahren. Ich würde heute zum Beispiel so gut wie keine Leihgaben mehr annehmen. Weil Leihgaben, die nicht wirklich auf Dauer dem Museum zuwachsen sollen, häufig dazu dienen, durch den Museumsaufenthalt nur eine gewisse Nobilitierung zu erfahren, mit der dann beim Auktionshaus höhere Preise erzielt werden können.“

Ich habe es zum Beispiel als ganz schön empfunden, dass wir bei der Ausstellung ‚Rhythmus 21‘ neben Gerhard Richter, Ellsworth Kelly, Michael Heizer, Sean Scully und wie sie alle heißen, einen Heinz Butz zeigen konnten – den kein Mensch hier kennt. Obwohl der 45 Jahre hier an der Akademie gearbeitet hat, lebt und ganz wunderbare Arbeiten gemacht hat. Jeder Sammler, der die Ausstellung gesehen hat, war ganz begeistert von dieser Entdeckung. Und dann kostet Hans Butz auch nur ein Promille von dem, was die anderen aufrufen. Das finde ich einfach schön und richtig, wenn es bei den Arbeiten, die im Museum gezeigt werden, nicht um das Geld geht. Wenn ich ein Bild von Kandinsky zeige, dann zeige ich nicht das Geld, das es kosten würde, sondern das Bild, das real da ist.“

Das ist zweifelsfrei, wobei Geld allerdings auch nur eine Form von messbarer Wertschätzung von Sammlern ist.

„Das ist völlig richtig. Aber wenn Sie die vielen wunderbaren Bilder in der Alten Pinakothek anschauen, welchen Stellenwert hat da das Geld, das sie einmal gekostet haben?“

Es ist eigentlich nur das Geld gut, das man ausgibt. Das ist sogar der Sinn des Geldes. Vielleicht ist die Kunst zur Zeit auch nur deshalb so teuer, weil inzwischen schon viele auf diesen Gedanken gekommen sind.

Diese monetäre Energie ist aber in jedem Fall in München deutlich vorhanden und ich würde mir wünschen, sie würde auch für den riskanten und jungen Bereich eingesetzt. Sie trägt dadurch zwar nicht unmittelbar zur merkantilen Wertschöpfung bei, aber sie schafft eine geistige und emotionale Wertschöpfung für die Stadt. Deswegen wünsche ich mir, dass mehr Menschen mäzenatisch auftreten und jungen Künstlern mal ein Atelier zahlen oder so. Das wäre das, was das Leben in dieser wunderbaren Stadt sehr bereichern würde.“

# NACHMANN FEATURES

Seite 34

Text: Sergej Migin,

Direktor für Projekte am Nationalen Institut  
für die systematische Untersuchung von  
Unternehmensfragen



## Ein JAHRZEHNT VERWALTUNGS REFORM IN DER RUSSISCHEN FÖDERATION

**Vor 10 Jahren, am 13. März 1998, wurde in einer Sitzung der Kommission zur Ausarbeitung des Programms für staatlichen Aufbau der erste Konzeptentwurf für die Verwaltungsreform geprüft. Es bedurfte weiterer fünf Jahre, bevor den Plänen erste praktische Schritte zur Umsetzung der Reform folgten.**

Inzwischen hat die Umsetzung von Maßnahmen zur Verwaltungsreform in der Russischen Föderation viele Erfahrungen erbracht. Da im Zuge der Transformation der Exekutive bereits eine lange Strecke zurückgelegt ist und 2008 ein neuer politischer Zyklus beginnt, stellt sich nunmehr die Frage nach der Notwendigkeit einer Revision der erzielten Ergebnisse und der Festlegung künftiger Pläne.

Besondere Bedeutung gewinnt in diesem Zusammenhang die Periodisierung der Verwaltungsreform. Es sei hier gleich vorausgeschickt, dass die funktionelle, organisatorische und strukturelle Neugestaltung der Exekutive regelmäßig mit einer gewissen Periodizität vollzogen wird. Im Gegensatz dazu versteht man unter der Verwaltungsreform einen durchaus konkreten Maßnahmenkomplex mit klar definierten Umsetzungsfristen und einem festgelegten Planungshorizont. Dies bedeutet, dass in der gegenwärtigen Entwicklungsphase der russischen Staatlichkeit das Projekt zur Modernisierung des Staatsapparats durch ein programmatisches Verfahren umgesetzt wird. Das Projekt verfügt über klar formulierte Ziele und Aufgabenstellungen und seine Effizienz wird im Rahmen eines Systems entsprechender Kennwerte gemessen. Wichtigstes Ergebnis der Verwaltungsreform muss aus unserer Sicht die Implementierung von Werkzeugen sein, die künftig automatische Korrekturen am Entwicklungsverlauf des staatlichen Verwaltungssystems unterstützen und zu einer maximal möglichen (hinsichtlich erreichbarer struktureller Alternativen) Anpassung dieses Systems an die gesellschaftlichen Bedürfnisse bei minimalen Transaktionskosten beitragen. Die Lösung dieser Aufgabe wird unserem Verständnis nach den Abschluss der Verwaltungsreform bedeuten.

### PERIODISIERUNG DER VERWALTUNGSREFORM IN RUSSLAND

#### 1. 1997 – 2002:

Der Beginn der Vorstufe wird mit der Ausarbeitung eines ersten Verwaltungskonzeptes in Verbindung gebracht. In dem Konzept wurde aufgezeigt und systematisiert, welche grundlegenden Mängel im bisherigen staatlichen Verwaltungssystem die Umsetzung vielfältiger sozialer und wirtschaftlicher Re-

formen behinderten; darüber hinaus wurden die wichtigsten Bereiche für die Reform der Exekutive skizziert. Die Idee, ein dreistufiges System für Behörden der Exekutive mit klar definierten gleichartigen Kompetenzen für jeden Behördentypus zu schaffen, wurde damals zum ersten Mal ernsthaft begründet und weiterentwickelt. Allerdings wurde in dieser Phase die Verwaltungsreform nicht weitergeführt, und es folgten keine praktischen Schritte zur Umsetzung der dafür erforderlichen Grundsätze. Eine Bewertung der Vorstufe hinsichtlich ihrer Bedeutung lässt insgesamt die folgende Feststellung zu: Obwohl unmittelbare Ergebnisse ausblieben, kam gerade in dieser Phase das Verständnis auf, dass eine Reform des Staatsapparats notwendig sei; eine allgemeine Sicht auf die Bereiche und Grundsätze zur Optimierung der Exekutive entwickelte sich.

#### 2. 2003 – Anfang 2004:

Auf den Weg gebracht wurde die Vorstufe oder „Bestandsaufnahme“ durch den Erlass des Präsidenten der RF „Über Maßnahmen zur Umsetzung der Verwaltungsreform in den Jahren 2003 – 2004“ und die Bildung einer Regierungskommission zur Umsetzung der Verwaltungsreform, welche begann, die Funktionen der Exekutivorgane auf föderaler Ebene zu optimieren. Die Analyse der Möglichkeiten und Perspektiven für eine organisatorische und strukturelle Umgestaltung ergab, dass einer solchen Systemtransformation eine detaillierte Studie über das bestehende Funktionsmodell der Staatsverwaltung vorausgehen muss. Diese Arbeit bedeutete die Bestandsaufnahme und Überprüfung sämtlicher Funktionen der föderalen Organe. Ohne uns in die Methodik der Funktionsanalyse und die Beschreibung zu vertiefen, wie die Arbeit der Arbeits- und Expertengruppen organisiert wurde, möchten wir hervorheben, dass diese Arbeit maßgeblich dazu beigetragen hat, im März 2004 ein modernisiertes System der Exekutivorgane auf föderaler Ebene einzurichten. Der Gerechtigkeit halber muss eingestanden werden, dass aus diesen oder jenen – auch politischen – Gründen die Vorschläge und Empfehlungen der Experten nicht immer berücksichtigt und die erklärten Ansätze und Prinzipien in vielen Fällen nicht konsequent umgesetzt wurden. So konnte die progressive Idee des dreistufigen Systems föderaler

Behörden der Exekutive (Ministerium, Dienst, Agentur), welche auch durch praktische Erfahrungen im Ausland Bestätigung findet, nur mit erheblichen Abweichungen in die Praxis umgesetzt werden, die es unmöglich machen, Interessenkonflikte auszuschließen und das Prinzip der gegenseitigen Kontrolle im vollen Umfang zu verwirklichen.

Gerade die mangelnde Konsequenz bei der Umsetzung solcher grundlegender Prinzipien der Verwaltungsreform wie die Abschaffung der Zusammenlegung mehrerer Funktionen (wirtschaftlicher und staatlicher, rechtsbegründender und rechtsanwendender Funktionen im Bereich Kontrolle (Aufsicht) und Erbringung staatlicher Leistungen) – und keinesfalls die Unbrauchbarkeit des Modells an sich – ist ein Grund dafür, dass Organe der Exekutive an gesellschaftlicher Effektivität verlieren. Dies sollte stets berücksichtigt werden, wenn es um die Reorganisation von Behördenstrukturen geht, was gegenwärtig besonders aktuell ist, da Russland in einen neuen politischen Zyklus eintritt. Grundsätzlich ist es von hoher Wichtigkeit, von dem Grundsatz der organisatorischen Kompetenzteilung im Rahmen eines dreistufigen Behördensystems nicht abzuweichen. Nicht geschaffen werden dürfen neue Mega-Regulierungsbehörden – Behörden, in denen Zuständigkeiten staatlicher Organe und Organisationen zusammengelegt sind und die als eine Art „Branchen-Hauptquartier“ funktionieren, die gleichzeitig Vorschriften für die Ausübung von Aktivitäten erlassen und die Einhaltung dieser Vorschriften kontrollieren, die selbständig einer Wirtschaftstätigkeit nachgehen und Leistungen in dem von ihnen regulierten Bereich erbringen. Etwas anderes ist es, wenn ausdrücklich nachgewiesen wurde, dass die Einrichtung einer solchen Behörde (Organisation) zu einer erheblichen Steigerung des gesellschaftlichen Wohlstandes führt. Dies bedeutet, dass der steigende Kostenaufwand für staatliche Regulierung und die Effektivitätsverluste infolge des Ausgleichs so genannter „staatlicher Flops“ in vollem Umfang dadurch gerechtfertigt sind, dass signifikante soziale, strategische und andere gesellschaftlich anerkannte Ziele erreicht werden.

### 3. 2004 – Anfang 2006:

Erste wichtige Phase, in welcher nach erfolgter struktureller Erneuerung der föderalen Behördenstruktur der Exekutive Aktivitäten in einigen zentralen Bereichen der Verwaltungsreform stattfanden und auf regionaler Ebene versuchsweise Initiativen zur Umsetzung gestartet wurden.

Wichtig im Hinblick auf eine erfolgreiche Weiterführung der Verwaltungsreform war ihre Einbindung in den Gesamtkontext der Transformationen des staatlichen Verwaltungssystems in Russland. Eine Verknüpfung und Synchronisation der Ansätze fand statt: mit der Reform des öffentlichen Dienstes, mit der Deregulierungspolitik und dem Abbau unnötiger Verwaltungshindernisse, mit der Reform des Haushaltvollstreckungsverfahrens und der Einführung einer ergebnisorientierten Haushaltsplanung sowie mit Maßnahmen des zweckgebundenen föderalen Programms „Elektronisches Russland (2002 – 2010)“. Diese Ansätze und die bereits gewonnenen Erfahrungen bei der Optimierung der Grundsätze für Organisation und Funktionsweise des Staatsapparats fanden ihren Niederschlag in dem von der Regierung der RF im Oktober 2005 gebilligten Konzept der Verwaltungsreform in der Russischen Föderation.

### 4. 2006 – Anfang 2008:

Die zweite wichtige Phase ist durch eine neue Qualität der Umsetzung der Verwaltungsreform auf föderaler Ebene gekennzeichnet, unter anderem auch im Bereich der Implementierung der ergebnisorientierten Führung, der Standardisierung und Reglementierung, Funktionsoptimierung und Korruptionsbekämpfung. Parallel dazu verlief die Reform großflächig auf regionaler Ebene, im Bereich der örtlichen Selbstverwaltung fanden einzelne Experimente statt.

Eine Gesamtbewertung dieser Reformphase hinsichtlich ihrer Endergebnisse wäre bisher noch verfrüht. Zugleich lässt sich eindeutig feststellen, dass gerade in dieser Phase die Reform wirklich große Ausmaße annahm und sich auf alle Bereiche und Ebenen der staatlichen Verwaltung erstreckte, indem sie organisatorische, funktionelle, strukturelle und verfahrensmäßige Funktionsaspekte des Behördensystems der Exekutive erfasste.

### 5. 2008 – 2010:

Für die dritte Phase der komplexen Reform des staatlichen Verwaltungssystems und der örtlichen Selbstverwaltung im Rahmen der Verwaltungsreform in Russland ist Folgendes zu erwarten:

- eine weitere qualitative Transformation auf föderaler Ebene, unter anderem auch im Hinblick auf den beginnenden neuen politischen Zyklus, auf die notwendige Entstehung einer neuen Behördenstruktur der Exekutive, die Optimierung der Art und Methoden ihrer Tätigkeit und den Übergang zu elektronischen Technologien – die „Dematerialisierung von Verwaltungsverfahren“;
- die Weiterführung der Reform auf der Ebene der Subjekte der Russischen Föderation unter Berücksichtigung der im vorangegangenen Zyklus gewonnenen Erfahrungen, die dank komplexer projektbezogener Herangehensweise eine neue Qualität erreicht haben;
- vollflächige Entfaltung der Verwaltungsreform auf der örtlichen Selbstverwaltungsebene.

Auf diese Weise nähert sich Russland gerade heute der wichtigsten Phase der Verwaltungsreform, in der sich die einzigartige Chance bietet, die Verwaltungsprozesse ganzheitlich und unter Einbeziehung der gesamten Machtvertikalen auf allen hierarchischen Ebenen der staatlichen Verwaltung und der örtlichen Selbstverwaltung zu optimieren.

# MY BAVARIA

Seite 38

## PHILOMENE MAGERS

### ÜBER DIE ARBEIT VON TOP-GALERIEN

**DIE ZEIT nennt sie „eine der erfolgreichsten Galerien Deutschlands“. DIE WELT lobt sie in höchsten Tönen und der Kenner der Szene weiß, dass sich hinter Sprüth Magers nicht nur die Nachnamen zweier Galeristinnen verbergen, sondern eine der feinsten Adressen der Galeristszene in Deutschland.**

Dass der Kunstmarkt wächst und gedeiht, weiß der aufmerksame Beobachter darüber hinaus auch. Doch fragt er sich, was eine gute Galerie von einer der besten Galerien unterscheidet.

Diese Frage ist umso interessanter, als der Doyen der britischen Kunstkritik, Godfrey Barker, sagt: „Galeristen und Kunsthändler sind das halbe Jahr in der Welt unterwegs. Nur noch fünfzig Prozent des Handels geht durch die Tür, findet also in der Galerie selbst statt.“

Wozu braucht man also eine Galerie, will ich wissen. Ich sitze daher Philomene Magers, der einen der beiden hoch gelobten Galeristinnen, in ihrer Münchner Galerie in der Schellingstrasse 48 gegenüber. Einen großen „pot tea“ zwischen uns. Ich zitiere den klugen Satz von Godfrey Barker.

Philomene Magers lächelt. „Er hat sicherlich recht. Aber wissen Sie, 50 Prozent des Handels in London sind sogar ziemlich viel Betrieb verglichen mit dem, was in deutschen Galerien los ist. Da ist das Verhältnis vielleicht 20 Prozent zu 80 Prozent. Wir haben deshalb vor einem Jahr eine Dependance in London eröffnet.“ Auf meine Frage, ob der Londoner Standort gleichbedeutend ist mit Geldverdienen, antwortet sie mit einem sympathischen „Ja“. Warum auch nicht? Schließlich ist eine Galerie keine Sozialstation. So viel ist schon mal klar.

Doch ist Sprüth Magers kein Kunsthandel, sondern eine Galerie. Was ist also der Unterschied?

Bevor Philomene Magers diese Frage beantwortet, schenkt sie uns köstlichen Ingwertee ein und lehnt sich entspannt zurück. „Schauen Sie, es gibt ganz unterschiedliche Galerienmodelle. Einige sind zum Beispiel richtige social musts, bei denen man sich zur Vernissage sehen lassen MUSS. Das sind wir nicht.



Galerie Monika Sprüth Philomene Magers London.

Wir sehen uns mehr als einen Denk-Ort. Was wir hier machen besteht zu 50 Prozent daraus, dass wir für Künstler arbeiten. Und das sieht so aus: Jeder unserer Künstler hat einen Assistenten in der Galerie. Die meisten von ihnen sind exzellent ausgebildete Kunsthistoriker. Das trifft auf die Assistenten der großen bekannten Namen zu, wie etwa Andreas Gursky, Rosemarie Trockel, Thomas Demand, Cindy Sherman, Jenny Holzer oder Peter Fischli und David Weiss. Aber auch die jungen Künstler, die wir in unserer zweiten Münchner Galerie Sprüth Magers Projekte ausstellen, bekommen einen solchen Assistenten. Und dann machen wir – sofern das die Künstler wollen – für sie einfach alles: Wir beaufsichtigen die Produktion der Arbeiten, wir lagern die Arbeiten ein, wir organisieren und planen Ausstellungen der Künstler, verkaufen ihre Arbeiten an Museen und beraten sie auch inhaltlich bei ihren Arbeiten.“

Wenn man also sagt: „Andreas Gursky hat eine Galerie“, dann ist das Sprüth Magers?“ „Ja“, wirft Philomene Magers ein, „das ist das, was wir hier machen. Kunsthändler bekommen Ware und verkaufen sie. Wir, die Galeristen, arbeiten mit den Künstlern, sind deren Dienstleister – der Fokus liegt auf dem Menschen und seinem Werk. Das sind eigentlich unterschiedliche Berufe. Wir verwalten, planen

und organisieren von morgens bis abends für unsere Künstler. Wenn Sie so wollen, sind wir so was wie ihre Agenten. Unsere Galerie verpflichtet sich, die Karrieren dieser Künstler so gut wie möglich zu managen. Das bedeutet, dass wir kontrollieren, was wohin verkauft wird, versuchen, wichtige Werke in Museen zu platzieren, bemühen uns, wichtige Sammlungen auf den Künstler aufmerksam zu machen. Dazu gehört auch“, setzt Philomene Magers nach, „dass wir das tun, was unsere Künstler wollen. Und die wollen gerne in Berlin ausstellen. Deshalb werden wir unser Augenmerk wohl von Köln und München weg verstärkt auf Berlin richten müssen.“

Diese Einstellung zur Arbeit mit den Künstlern erklärt, warum Sprüth Magers so viele außergewöhnliche Künstler vertritt.

Wie steht Philomene Magers mit diesem Konzept denn zu den großen Auktionshäusern?

„Für uns sind Auktionshäuser im Moment leider eigentlich die natürlichen Gegner.



Jenny Holzer, Torso, 2007  
Installationsansicht "Detained" London 2008  
TORSO 2008 © 2008 Jenny Holzer, VG Bild-Kunst



Andreas Gursky, Copan, 2002  
 © Andreas Gursky / VG Bild-Kunst, Bonn 2008  
 Courtesy Monika Sprüth Philomene Magers,  
 Köln, München, London

Galeristen bauen Künstlerkarrieren mit Liebe und Kraft auf und dann zocken die Auktionshäuser damit rum. Und mit dreimal falsch Zocken kann eine Künstlerkarriere beschädigt oder für die nächsten zehn Jahre lahm gelegt werden.

Die Gefahr besteht besonders immer dann, wenn ein Künstler eine große Nachfrage am Markt erfährt und seine Werke in den Galerien knapp sind. Die Auktionshäuser versuchen dann, möglichst viel Ware dieses Künstlers in ihre Auktionen zu bekommen, da viele Sammler bereit sind, in den Auktionen viel höhere Preise zu zahlen, als die Werke in den Galerien kosten, nur um ein Bild dieses Künstlers zu bekommen.

Das geht gut, solange diese Bilder auch verkauft werden. Um Sammler dazu zu bewegen, ihre Werke in eine Auktion zu geben, bieten die Auktionshäuser teilweise riesige Summen, die den Marktwert oft bei weitem übersteigen. Wenn dieses Spiel

zu weit getrieben wird und einige dieser überbeurteilten Werke keinen Zuschlag mehr bekommen, ist bei vielen Sammlern das Vertrauen in das Werk des betroffenen Künstlers erst mal beschädigt und es kann länger dauern, bis es wieder hergestellt ist.

Ich glaube, früher spielte der Aspekt der Geldanlage nur eine untergeordnete Rolle beim Kunstkauf. Heute ist die Wertsteigerung oft der Hauptgrund für einen Ankauf. Ich bin der Meinung, dass man nur Kunst kaufen sollte, die einem auch wirklich gefällt – dann ist es eine nette, aber nicht notwendige Begleiterscheinung, wenn ein Kunstwerk im Wert steigt.“

Wer durch seine Künstler und internationalen Ausstellungen einen solchen Überblick über den Kunstmarkt hat, ist natürlich ein herrlicher Gesprächspartner. Deswegen will ich wissen, wie sich die rheinische Kunstmetropole Köln, die Hauptstadt der Bajuwaren sowie Berlin und London voneinander unterscheiden. Auf dem Kunstmarkt. Oder gibt es da keine Unterschiede?

„Doch, natürlich. München ist eine Stadt, die eine extreme kulturelle Stabilität und Gediegenheit hat. Das habe ich in

Deutschland bisher in keiner anderen Stadt erlebt. Ich finde, die Art und Weise, wie sich das Establishment kulturell engagiert, war in München immer viel stärker als in anderen deutschen Städten.

Köln war ja mal – in den achtziger und neunziger Jahren – im Kunstbetrieb der europäische Gegenpol zu New York. Aber das ist schon lange vorbei. Heute ist Köln mehr RTL als Kunstmetropole. Das hören die Kölner natürlich nicht gerne. Aber es ist so.

London dagegen ist ganz anders. Es ist eine der ganz großen Wirtschaftsmetropolen. Fast alle internationalen Sammler und Kuratoren kommen alle paar Monate nach London. So eine Situation gibt es in Deutschland im Moment nicht. Und im Stadtteil Mayfair, wo wir unsere Galerie haben, lassen viele Menschen, die auf der Durchreise sind, ihr Geld verwalten oder schließen Geschäfte ab. Und wenn sie dann darüber hinaus noch freie Zeit haben, gehen viele in die Galerien.

Berlin ist ungeheuer jung, kreativ und voller junger Künstler aus aller Welt. Das hat – so profan sich das anhört – mit den unglaublich günstigen Mieten zu tun. In Berlin kriegt man ein gutes Atelier für 500 Euro. Das ist wie ein Magnet. Da ziehen junge Künstler aus New York, London und Paris hin. Und das ergibt einen fruchtbaren Boden. Leider gibt es in Berlin noch keine große genuine Sammlerszene. Das macht es vielen Galerien schwer, in Berlin von Berlin zu leben.

Gleichzeitig ist der Diskurs mit anderen Künstlern hier so stark wie sonst wahrscheinlich nur in New York. Das ist der Grund, warum alle Künstler hier ausstellen wollen und warum immer mehr Galerien nach Berlin ziehen.

Daneben entwickeln sich aber auch neue Kunstzentren. Wir machen jetzt zum Beispiel gerade zwei Projekte in Moskau. Dort gibt es ein starkes Interesse an Kunst – wie auch in Indien und China. Interessanterweise entwickelt sich der Fokus auf die Kunst in allen drei Ländern nach dem gleichen Prinzip: Die Sammler dort versuchen, ihre nationale Identität neu zu entdecken, indem sie Kunst kaufen, die vor dem Stalinismus, vor Mao oder vor dem englischen Kolonialismus entstanden ist.

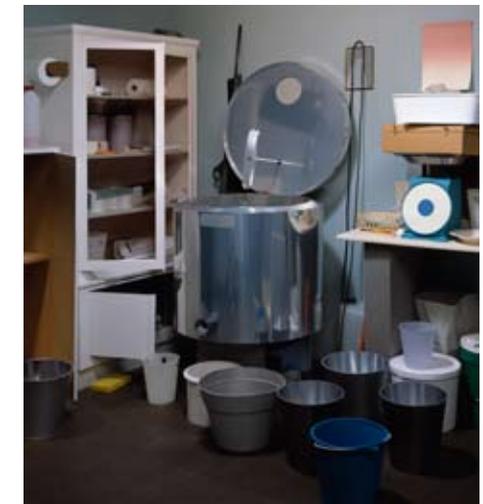
Nehmen Sie Russland: Dessen Kunst war ja im 18. und 19. Jahrhundert stark geprägt durch die École française, und dann

gab es dort Ende des 19. Jahrhunderts mit der Wandererbewegung so ein Moment, wo sich einige wichtige Künstler wie Larionow und Gontscharowa auf der Suche nach einer russischen Formensprache der Volkskunst zuwandten. Daraus entwickelten dann in der nächsten Generation Malewitsch, Lissitzky und Tatlin den Suprematismus, der eine kurze Zeit lang die Kunstform der Revolution war. Stalin machte dem allerdings schnell ein Ende und die prägende russische Kunstform der letzten 80 Jahre war der sozialistische Realismus.

Die meisten russischen Sammler beschäftigen sich mit diesen Epochen: zuerst mit dem russischen Impressionismus, dann mit den interessanten Positionen Ende des 19. Jahrhunderts und danach mit der Frühmoderne. In diesen Bereichen sind die russischen Sammler sehr aktiv. Und so ähnlich ist es auch in China und Indien. Doch jetzt fangen sie langsam an, sich zu öffnen.

Der Kunstmarkt reagiert darauf natürlich sehr deutlich. Sie müssen sich mal die Kataloge der großen Auktionshäuser anschauen. Seit zwei Jahren finden Sie da jede Menge russischer Kunst. Und warum? Weil die Auktionshäuser es schaffen wollen, die russischen Sammler zu sich zu holen. Das Gleiche passiert mit China und Indien. Allerdings ist

Thomas Demand, Shed, 2006  
 © Thomas Demand, VG Bild-Kunst, Bonn/DACS, London  
 Courtesy Monika Sprüth Philomene Magers,  
 Köln, München, London





Andreas Gursky, Bahrain I, 2005  
© Andreas Gursky / VG Bild-Kunst, Bonn 2008  
Courtesy Monika Sprüth Philomene Magers,  
Köln, München, London

in diesen beiden Ländern das Interesse an westlicher Kunst noch nicht so stark wie in Russland. Vor allem die Inder interessieren sich im Moment noch fast ausschließlich für indische Kunst, alte wie zeitgenössische.

Für unsere Arbeit ist Russland für mich am einfachsten, weil die russische Kultur mir am nächsten ist. Außerdem war Russland früher der Hauptexportmarkt für Luxusgüter aus Frankreich. Fabergé, Cartier, alle großen Mode- und Champagnermarken und so weiter. Und obwohl das zur Zarenzeit war, lebt dieser Geist weiter. Es gibt in Russland eine große Liebe zur Kunst und zur Schönheit. Ein großer Teil der bedeutenden Musiker kommt nach wie vor aus Russland. Die Liebe zur Schönheit sieht man aber auch im Alltag: Die meisten Frauen sind sehr elegant und modisch und haben offenbar Spaß daran, sich schön zu machen.

Durch diese neuen globalen Strukturen verändert sich die Kunstwelt im Augenblick sehr stark. Wenn wir vor zehn Jahren noch davon abhängig waren, ob die Wirtschaft in Amerika sich positiv entwickelt oder ob es eine Rezession gibt, scheint diese Frage heute nicht mehr so wichtig zu sein.“

Stellt sich die Frage, ob Deutschland für ihre Arbeit überhaupt noch ein guter Standort ist.

„Die Kollegen, die in New York sind, sind die, die das große Geschäft machen. Wir hier in Deutschland sind – was den Kunstmarkt betrifft – schon ein wenig Dritte Welt.“

Was wird denn dann aus Deutschland?

„Ich mag Deutschland“, sagt Philomene Magers und setzt sich aufrecht in dem klassischen Sessel von Mies van der Rohe hin. „Ich habe mir lange Zeit überlegt, ob ich – wegen der neuen Galerie in London – nach England ziehen soll. Aber in London ist die Arbeit sehr verkaufsorientiert. Für eine gute Galerie ist es aber am wichtigsten, dass die inhaltliche Arbeit stimmt. Dann läuft auch das Geschäft. Und diese Arbeit können wir gut von Deutschland aus machen.“

Dann sagen wir es mal etwas positiver: Ist Deutschland ein konzeptionell arbeitendes Land?

„Im Idealfall schon“, sagt sie. Denkt nach. Nimmt einen Schluck des Ingwertees. Legt noch eine Pause ein. „Das spürt man auch bei unserer Galerie in London. So wie die aussieht, kann sich das nur jemand trauen, der von außen kommt. Es war ein gewisses Risiko, keinen white cube zu nehmen, sondern einen Raum, der wie ein viktorianisches Schmuckkästchen aussieht. Engländer hätten niemals an so einem Ort eine Galerie aufgemacht, für sie wäre das zu offensichtlich und zu schräg.“

Der Evening Standard, eine der drei großen Londoner Tageszeitungen, hatte Anfang des Jahres einen Artikel mit dem Titel: ‚The ten most beautiful Galleries in London‘.

Darin hieß es über uns: ‚This London outpost of Germany’s leading blue-chip contemporary art gallery brings the rigour of German taste in international conceptual artists, photographers and new generation painters to London.‘

Wir waren damit auf Platz eins – noch vor der Saatchi Gallery und der Hayward Gallery! Das hat uns sehr gefreut!“

**N3** Vielleicht haben Sie es schon bemerkt: Nachmann Rechtsanwälte interessieren sich für Kunst.



# CLIENT

Seite 46

Ein Gespräch mit Alfred Held,  
Geschäftsführer der  
INTautotechnik GmbH

## ALLES ÜBER FEINE LEISTEN



**Wenn Sie das nächste Mal in Hongkong im Peninsula absteigen und Ihnen am Hongkonger Flughafen ein livrierter Herr den Schlag des hoteleigenen Rolls-Royce öffnet, fällt Ihr erster Blick beim Einsteigen auf ein diskret beleuchtetes Schild in der Edelstahl-Türleiste mit der Aufschrift „Peninsula Hongkong“ – gefertigt von der Firma INTautotechnik GmbH in Garching-Hochbrück. Wie kommt ein kleines Münchner Unternehmen zu einem solch exquisiten Auftrag?**

Alfred Held, der Geschäftsführer dieser kleinen, feinen Manufaktur, sitzt mir mit einem gewinnenden Lächeln gegenüber und sagt verschmitzt: „Das ist ja nicht die einzige Türleiste, die wir machen. Alle neuen SL- und V12-Limousinen von Mercedes Benz haben ebenfalls Einstiegsleisten von uns. Serienmäßig.“ Und nicht nur die. Bei Porsche geht kein Fahrzeug vom Band ohne INT-Leisten. Und auch BMW, Audi und der Phaeton leisten sich die Leisten von INT. Für insgesamt 150 verschiedene Modelle von Autoherstellern aus aller Welt haben die Hochbrücker edles Metall für die Schwelle zwischen dem profanen Außen und dem elitären Innen ihrer noblen Karossen.

Und was ist, wenn man schon ein Auto hat, den Einstieg aber nachträglich veredeln will? Dann kann man für sein Fahrzeug die stählernen Leisten nachbestellen. Und nicht nur das. „Wir produzieren – wie beim Rolls-Royce – auch Einstiegsleisten nach individuellen Wünschen.“ So liegen auf der Werkbank Einstiegsleisten aus gebürstetem Edelstahl mit dem Schriftzug „Adel hält auf Taille“ für einen Mini eines aristokratischen Kunden, der sonst nur Bentley fährt. Oder ein „Attention“ für eine Viper. „Gerade solche Individualisierungen sind zur Zeit sehr gefragt“, erläutert Alfred Held. „Besonders wenn der Schriftzug auf der Türschwelle auch noch beleuchtet ist. Wir hatten hier schon den Auftrag, das Hochzeitsdatum einzufräsen. Oder den Namen des Hundes. Der Kreativität unserer Kunden setzen wir keine Grenzen. Sie wünschen, wir spielen“, sagt er und lacht. Ob es Automarken gebe, bei denen dieser Wunsch nach individualisierten Einstiegsleisten besonders häufig gewünscht werde, will ich wissen. „Ja, Porsche- und Minifahrer bestellen solche Extras ganz besonders gerne. Und der italienische Autofahrer mehr als der deutsche.“ Der heißblütige Verkehrsteilnehmer steht also auf eine individuelle Signatur seines rasenden Gefährtes. Interessant. Der große Psychoanalytiker Erich Fromm hat schon in den 70er Jahren darauf hingewiesen, dass gerade in Zeiten, in denen die meisten Waren konfektioniert und damit für alle gleich sind, der Bedarf nach Abgrenzung zu anderen durch individuelle Initialen und dergleichen besonders groß ist. So wundert es nicht, wenn Held



hinzufügt: „Das Geld ist bei solchen Individualisierungen übrigens überhaupt kein Thema.“ 120 000 Exemplare stellt die kleine Leistenschmiede aus Münchens Norden in diesem Jahr her und macht damit klar: An INT führt kein Weg vorbei, wenn man in ein edles Fahrzeug einsteigen möchte. Bei näherem Nachfragen gibt der Geschäftsführer sogar zu, dass sie Weltmarktführer in diesem Bereich sind. Und ergänzt bescheiden: „Dieser Ausdruck legt ja irgendwie den Gedanken an ein Riesenunternehmen nahe. Aber das sind wir nicht – und wollen es auch gar nicht sein. Denn wir haben einige Maßstäbe, die man sich als Großer gar nicht mehr leisten kann.“

Welche zum Beispiel? „Intoleranz.“ Wie bitte? „Ja, ist doch klar: Fehlern gegenüber sind wir ausgesprochen intolerant. Und stur sind wir auch – wenn es um die Qualität geht. Wir haben den Ehrgeiz, auch weiterhin Lieferungen mit der niedrigst möglichen Fehlerquote bei unseren Kunden ankommen zu lassen. Für die Zulieferer von Autofirmen gibt es nämlich ein Rating – wie bei den Banken. Bei diesem Rating sind wir A-Lieferanten, also die höchste Klasse. Nur deshalb bekommen wir von den Autofirmen auch immer wieder neue Aufträge für neue Modelle. Aber diese Position müssen wir verteidigen. Wir müssen jedes Jahr schneller

in der Produktion werden, die Qualität weiter steigern und dabei auch noch schrittweise mit den Preisen runter gehen. Das ist die Seite, die die Auftraggeber betrifft. Auf der anderen Seite sind die Mitbewerber. Doch da haben wir Glück. Denn wir besetzen ja eine Nische mit unseren Produkten – und bleiben deshalb weitgehend ungeschoren vom Verdrängungswettbewerb – weil wir zu klein sind. Aber überlegen Sie einmal: Es gibt in manchen Bereichen der Autozuliefererindustrie weltweit weniger als eine Handvoll von Herstellern. Wenn die sich zusammenschließen würden, dann könnte keine Automarke der Welt etwas dagegen tun. Sie müssten die geforderten Preise zahlen. Solche Konzentrationen sind also gefährlich. Sie entstehen aber aus dem Fördern von Herstellern nach immer mehr Qualität bei geringeren Kosten. Das hat irgendwann einmal ein Ende – und dann muss man ins Ausland gehen (und kann die Qualität nicht mehr garantieren) oder man muss schließen – damit einen der größere Hersteller übernehmen kann. Diese Gefahr besteht bei uns zwar nicht, aber vom Prinzip her fragt man sich schon manchmal, wo bestimmte Entwicklungen enden sollen.“ Da bleibt dem Fragesteller nur ein nachdenkliches Nicken. „Wir leisten uns bewusst den Luxus, hier in Deutschland zu produzieren“, fährt Alfred



Held fort. „Denn das ist zwar teurer, hat aber auch Vorteile. Wir haben zum Beispiel bei Bestellungen eine Vorlaufzeit von 20 Tagen. Das heißt 20 Tage nach der Bestellung wird die Ware angeliefert. Das können Sie gar nicht aus Tschechien oder der Ukraine leisten. Zu dem Siegel „Made in Germany“ gehört also neben der hohen Qualität und der innovativen Fertigung auch noch ein hohes Maß an Flexibilität. DAS sind die Kriterien, die Sie wettbewerbsfähig machen. Und das sind wir gerne.“ Und das auch noch höchst erfolgreich! Doch damit noch nicht genug. Design bestimmt ja bekanntlich das Bewusstsein. Und das muss auch (oder gerade) beim Einstieg ins Auto kongenial zum

Autodesign sein. Also arbeitet INT eng mit den großen Designlabors zusammen. Und auch in neue Technologien investiert INT Geld und Hirn. So sammeln sich allmählich Patente an und sichern auch auf diesem Wege ihre Position im Markt. An vorderster Stelle. „Am schönsten ist es aber, wenn wir neue Modelle zu sehen bekommen“, schwärmt der Geschäftsführer des 20 Jahre alten Unternehmens. „Kürzlich ist hier bei uns zum Beispiel das neue Rolls-Royce Drop Head Coupé vorgefahren. Da schlägt das Herz eines jeden ‚Jungen im Manne‘ höher. Ein wunderschönes Auto. Und die Kühlerhaube ist so hoch, dass sie ihren Champagner drauf abstellen können. Wie an einer Bar.

Herrlich. Solche Tage sind echte Highlights unserer Arbeit.“ Da alle Autofirmen ihre neuen Modelle Alfred Held zeigen, weiß er doch bestimmt etwas über die Designentwicklungen der Automarken in den nächsten Jahren? „Klar, wir wissen immer zwei Jahre im Voraus über die neuen Modelle Bescheid.“ Und wo geht’s hin mit dem Autodesign? Da strahlt mich Alfred Held an – und schweigt. „Sehen Sie“, hebt er nach einer Weile an, „die großen Marken ziehen uns in ihr Vertrauen. Und das müssen wir uns bei jedem Modell immer wieder verdienen – durch Diskretion.“ Das ist verständlich aber für den Fragenden natürlich unbefriedigend. Held spürt das und schiebt versöhnlich nach: „Aber ich kann

Ihnen etwas anderes verraten. Porsche hat uns vor kurzem angefragt, ob sie einigen ihrer Kunden unsere Fertigung zeigen dürften. Und nun kommen sie und schauen sich unser Werk an. Das ist natürlich eine große Ehre, wenn ein Unternehmen wie Porsche uns seinen Kunden zeigen will. Das freut uns deshalb auch ganz besonders.“ Und auch das ist ein Highlight für Alfred Held und seine 70 Mitarbeiter, die beweisen, dass man sich gerne ihre Made-in-Germany-Leisten leistet. Also rufen wir ihnen zu: Helden, bleibt bei Euren Leisten!

**N3** Nachmann Rechtsanwälte beraten INTautotechnik GmbH in sämtlichen rechtlichen Angelegenheiten.

# MY GERMANY

Seite 50

Prof. Dr. Peter M. Huber,  
Professor für Öffentliches Recht und  
Staatsphilosophie an der  
Ludwig-Maximilians-Universität  
München,

Mitglied des Staatsgerichtshofes der  
Freien Hansestadt Bremen und  
Vorsitzender des Deutschen  
Juristen-Fakultätentages

Illustration: Monika Aichele

## DIE JURISTEN AUSBILDUNG IN DEUTSCH LAND GEHÖRT ZUR WELTSPITZE

**? Herr Professor Huber, als Vorsitzender des Deutschen Juristen-Fakultätentages haben Sie einen gewissen Überblick über die Ausbildung der Juristen. Deshalb gleich zu Anfang meine Frage: Ist eine Ausbildung für Juristen möglich, die in der Wirtschaft nicht nur drohende Negativeffekte durch Vertragswerke verhindern lernen, sondern auch etwas anstoßen und in die Gänge bringen können?**

! Im Prinzip: ja. Aber letztlich kommt es – wie jeder gute Jurist weiß – „darauf an“. Unsere Funktion, die Funktion der Juristen besteht – allem zeitgeistabhängigen Drängen von Managern und Politikern zum Trotz – jedoch nicht in erster Linie darin, etwas durchzusetzen, sondern die Willensbildung und den Interessenausgleich zwischen den Beteiligten und in der Gesellschaft zu ordnen und zu kanalisieren und auf diese Weise Rechtsfrieden zu ermöglichen. Deshalb müssen Juristen sagen, was geht und was nicht. Das ist auf längere Sicht eine unerlässliche Voraussetzung für das Funktionieren nicht nur unserer freiheitlichen Rechts-, sondern auch unserer Wirtschaftsordnung. Denn diese ist auf Rechtssicherheit und Berechenbarkeit letztlich nicht weniger angewiesen als jedes andere Glied der Gesellschaft auch. Und in der Sache geht eben nicht immer alles, was den Beteiligten sinnvoll, zweckmäßig und ökonomisch wünschenswert erscheint. Deshalb bedarf es eines fairen Interessenausgleichs zwischen den Beteiligten und dem Gemeinwohl. Ich habe erst letzte Woche den Studenten bei der Abschlussfeier gesagt: Es ist unsere Aufgabe, uns unbeliebt zu machen und unbequem zu sein, auch wenn das Politikern, Ökonomen, den Vertretern jener imperial Science, die uns Juristen in die Ecke zu drängen versuchen, und Journalisten nicht gefällt.

**? Im SPIEGEL haben Sie gesagt, dass Juristen die Oberbedenkenräger sind. Da wundert es nicht, wenn in der Praxis Juristen in den Vorstandsetagen der großen Unternehmen eher weniger werden. Ich frage jetzt einmal**





**provokant: Welchen Anteil hat die Hochschulausbildung an dieser Entwicklung?**

! Ich glaube, dass man die Bedeutung der Hochschulausbildung für diesen Befund nicht überschätzen sollte. Er ist vielmehr eine Konsequenz von Recht. Und da das Recht in unserer Kultur einen höheren Stellenwert besitzt als in manch anderen Ländern, ist die Rolle der Juristen vielleicht nur sichtbar. Im öffentlichen Recht haben wir seit zehn, fünfzehn Jahren zwei große Strömungen: Die eine versucht auf das, was sie mit dem „Oberbedenkenträger“ apostrophiert haben, zu reagieren und will die „Bereitstellungsfunktion des Rechts“ (so wird das bezeichnet) in den Vordergrund schieben. Sie begreift die Rechtswissenschaft als Steuerungswissenschaft und will die andere, traditionelle, auf Rechtsschutz und damit auf Begrenzung von staatlichen Aktivitäten ausgerichtete Perspektive eher zur Seite drängen.

Beide Perspektiven haben jedoch ihre Berechtigung. Aber letztlich kommt es doch darauf an, die Pflöcke zu markieren, innerhalb derer Entscheidungen stattfinden können. Und wenn man das positiv betrachtet, zeigt man damit ja auch auf, welche Optionen übrig bleiben und aus rechtlichen Gründen verwirklicht werden können. Ich stimme allerdings zu, dass in der Ausbildung des juristischen Denkens ein zu starker Akzent auf der repressiven Rechtsschutzperspektive liegt und die positive, proaktive Dimension unterbelichtet ist. Andererseits ist die proaktive Dimension uns Menschen von Natur aus in die Wiege gelegt. Die müssen wir nicht lernen, spezifisch juristisches Denken schon.

Die Wahrheit liegt natürlich in der Mitte und umfasst beide Dimensionen.

**? Ich stelle mir in diesem Zusammenhang die Frage, welche Maßnahmen die Hochschulen ergreifen, um die Juristen fit für die Praxis zu machen.**

! Wir haben mit der Reform der Juristenausbildung im Jahre 2002 auf Anregung der Anwaltschaft die anwaltsspezifischen Gesichtspunkte in das deutsche

Richtergesetz hineingeschrieben. Wir haben durch die Einbeziehung zahlreicher Praktiker in die universitäre Ausbildung die Praxisnähe erhöht.

Wir lehren zum Beispiel „Mediation“, was es früher nicht gegeben hat. Wir haben zwar keine ökonomischen Anforderungen mehr – aus meiner Sicht bedauerlicherweise – und umgekehrt werden die Ökonomen nicht mehr im Recht ausgebildet; aber wir haben eine fachspezifische Fremdsprachenausbildung verpflichtend für alle Studierenden, und durch die viel gescholtenen Studienbeiträge haben wir die persönliche Betreuung der Studenten deutlich intensivieren können – durch Tutoren und andere Angebote für diejenigen, die sich schwerer tun. Natürlich sind wir weit von den idyllischen Verhältnissen in Harvard oder Oxford entfernt, aber das ist eine Frage, die man der deutschen Hochschulpolitik stellen muss. Denn wenn die OECD-Statistik und der formelle Ausweis eines akademischen Grades das Maß aller Dinge ist, dann braucht man sich über den aktuellen Stand der Hochschulen nicht zu wundern. Letztlich aber haben wir gerade auch im Vergleich mit dem Ausland bei der deutschen Juristenausbildung eine einzigartige Praxisnähe, die unter der Flagge von „Bologna“ jetzt allerdings in Frage gestellt wird.

**? Sind Sie zufrieden mit der Juristenausbildung in Deutschland?**

! Dazu drei Dinge. Erstens: Der Deutsche Juristen-Fakultätentag hat eine Umfrage unter amerikanischen Law Schools gemacht, wie die „performance“ der deutschen Jurastudenten ist. Die Antwort war eindeutig: Die deutschen Studenten – Absolventen unseres Jurastudiums – sind immer unter den ersten zehn Prozent zu finden.

Zweitens: Wir haben eine Cotutelle mit Paris II, wo unsere Studenten im fünften oder sechsten Semester hingehen und die französische Licence machen können. Wir haben in letzter Zeit mehrfach erlebt, dass Münchner Studenten die beste Prüfung geschrieben haben – in einer fremden Sprache und einer fremden Rechtsordnung, wohlgermerkt. Drittens: Ich

selber habe in Finnland, Italien und Portugal Gastprofessuren wahrgenommen und auch dort geprüft. Ich kann nur sagen: Das Anforderungsniveau bei uns ist auf einem gänzlich anderen Niveau, im positiven Sinne.

Kurzum: Eigentlich wäre die juristische Ausbildung, wie wir sie haben, kaum zu überbieten – wenn wir nur die leistungsmäßig obere Hälfte der Studenten betrachten. Das Problem ist die untere Hälfte. Für sie ist das Studium zu anspruchsvoll. Es verlangt zu viel Selbstständigkeit und ist zu wenig verschult. Hier führt das Studium zur Vergeudung von individuellem Lebensglück, zum Beispiel bei denjenigen, die aus Verlegenheit studieren oder weil sie nicht dazu geeignet sind, das Studium bis zum Ende durchzuhalten, und nach vielen Jahren der Mühen und Anstrengungen Taxifahrer werden. Das ist auch ein sozialpolitisches Problem, das man nicht ignorieren sollte. Die Frage ist, was man unternehmen sollte und kann. Es gibt derzeit zwei unterschiedliche Wege, die man gehen kann.

Der eine ist: Wir versuchen in einem Pilotverfahren mit vier anderen juristischen Fakultäten einen Eignungstest zu erproben, der einigermaßen valide ist. Das würde dazu führen, dass ein Drittel bis 40 Prozent der jetzt Studierenden nicht zugelassen würden. Ich glaube, dass es für diese Studierenden ein Vorteil wäre, wenn sie schon vor dem Jurastudium von einem Weg ferngehalten würden, der für sie nicht Erfolg versprechend ist. Das hätte für die anderen 60 Prozent den Vorteil, dass das Niveau der Ausbildung noch besser wäre und sie ihren Anlagen entsprechend noch besser gefördert werden könnten. Viele Wissenschaftspolitiker und auch unsere Hochschule wollen dieses Eignungsverfahren nicht, weil die Anzahl der Hochschüler die Höhe der Zuschüsse und Mittelzuweisungen bestimmt. Trotzdem wäre das meines Erachtens der verantwortungsvollste Weg, mit diesem Problem umzugehen.

Der andere Weg ist das Modell „Bologna“, das immer drängender an uns herangetragen wird. Danach gibt man den Studenten nach sechs Semestern – also nach drei Vierteln der bisherigen Ausbildung – einen akademischen Grad auf

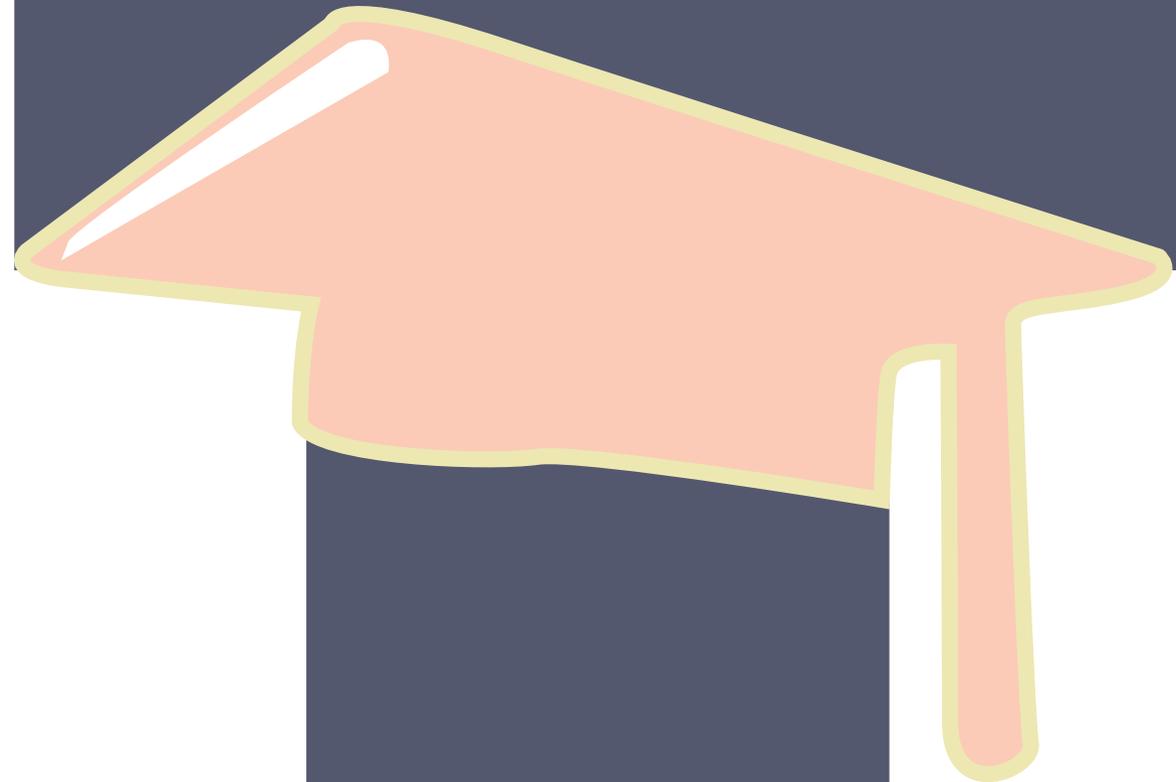
niedrigem Niveau, den Bachelor. Mit dem können sie bei der Allianz zum Beispiel Schadenssachbearbeiter werden. Die organisierte Anwaltschaft findet das ganz toll, weil sie sich davon verspricht, dass drei Viertel der Jurastudenten beim Bachelor hängen bleiben und nur ein Viertel den Magister machen wird, der, so deren Vorstellung, Voraussetzung ist, um die Zulassung zur Anwaltschaft zu erhalten. Letztlich geht es also um standespolitische Interessen. Ich glaube jedoch, dass das eine Rechnung ohne den Wirt ist. Zum einen wird diese Flaschenhalskonstruktion beim Zugang zum Magister mit der Berufsfreiheit, so wie es das Bundesverfassungsgericht immer noch versteht, schwerlich zu vereinbaren sein. Aber selbst wenn das der Fall wäre und wir 200.000 Bachelors bekämen, die keinen Job finden, dann kann die Konsequenz doch nur sein, dass das Rechtsberatungsmonopol fällt. Und dann haben der DAV und die Bundesrechtsanwaltskammer mit Zitronen gehandelt.

### **? Welche Fertigkeiten lernen Jurastudenten eigentlich während des Studiums?**

! Die wichtigste Fertigkeit ist sicherlich, komplexe Sachverhalte auf eine binäre Gleichung zurückführen zu können. Das ist eine Fertigkeit, die man immer im Leben anwenden kann. Denn darauf läuft letztlich jede Rechtsfrage hinaus: Was ist rechtswidrig, was rechtmäßig?

### **? Dabei drängt sich natürlich die Erkenntnis auf: Recht haben und Recht bekommen ist zweierlei!**

! Ja, aber mit diesen Unsicherheiten lernen Juristen natürlich auch umzugehen – im Berufsleben. Die Schwierigkeiten, Sachverhalte zu ermitteln, Beweis führen zu müssen, verstockte Richter zu überzeugen, Mandanten nicht hinreichend zu den entscheidenden Dingen befragen zu können – all das kann man in abstracto auf der Hochschule allenfalls skizzieren. Um es wirklich zu beherrschen, muss man es erleben.



### ? Und wie lernt man das?

! Durch Learning by Doing im Job. Eine erfolgreiche Mandantenbetreuung lernen sie nur in einer Kanzlei, wirkungsvolle Zeugenbefragung und Prozessführung nur bei Gericht. Genauso, wie sie ihre rhetorische Fertigkeiten nur schulen können, wenn sie ab und zu Reden halten.

### ? Dann ist aber die Größe und Qualität der Kanzlei, in der ein junger Anwalt beginnt, für den Erfolg in seinem Beruf sehr wichtig, oder?

! Ja. Es ist daher in jedem Fall empfehlenswert, in einer guten und größeren Kanzlei zu beginnen statt sich im Alleingang alles autodidaktisch zu erarbeiten.

### ? Als Mann vom Fach muss ich Sie jetzt noch etwas fragen: Was ist Recht?

! Hmh. Darüber denkt man seit 5000 Jahren nach. Ich möchte das mal so beantworten: Recht ist ein Subsystem der Gesellschaft, das im Wesentlichen nach dem Code „rechtmäßig/rechtswidrig“ funktioniert und so Interessenskonflikte, die in der Gesellschaft zwischen Einzelnen und zwischen dem Einzelnen und dem Gemeinwohl existieren, auflöst.

Das Grundgesetz kennt das Wort „Recht“ ebenfalls. Im Rechtsstaatsprinzip (Artikel 20 Abs. 3) ist von der Bindung an Gesetz UND RECHT die Rede. Darin steckt letzten Endes die Vorstellung, dass einerseits die Gesamtheit der geltenden Regelungen das Recht ausmacht, dass es darüber hinaus aber auch eine auf materielle Gerechtigkeit zielende Dimension des Rechts gibt.

Bei der Anwendung unserer sehr komplexen Rechtsordnung – wir haben etwa 130.000 Rechtsakte der EG, 14.000 Gesetze und Verordnungen des Bundes und etwa 7.000 bayerische Regelungen, von den Kommunen will ich gar nicht reden – ist es schon schwierig, die einschlägigen Regelungen herauszufinden. Wahre Könnerschaft erfordert jedoch, ihre Interaktionen mit anderen Regelungen zu ermitteln, sie im Lichte der Rechtsprechung und der

Erkenntnisse der Wissenschaft anzuwenden und zu interpretieren. Vor allem letztere trägt dabei zur Systembildung bei, zur Einsicht, dass es hinter den Einzelnormen allgemeine Prinzipien und Leitlinien gibt, die ihre Auslegung und Anwendung beeinflussen.

### ? Das Wort „Moral“ habe ich da gar nicht gehört!

! Die Moral spielt für das Recht zunächst keine Rolle. Im Rahmen des Rechts haben Sie natürlich die Möglichkeit, sich moralisch oder unmoralisch zu verhalten. Da ist das Recht insoweit indifferent. Natürlich gibt es Moralvorstellungen, die in Rechtsform gegossen sind, zum Beispiel die Frage, was gegen die Menschenwürde verstößt, wann man nicht diskriminieren darf oder Ähnliches. Wo Moral und Recht auseinanderfallen, ist moralisches Verhalten zwar wünschenswert, aber Sache des Priesters, des Psychotherapeuten oder von wem auch immer. Moral ist keine spezifische Kompetenz des Juristen.

### ? Wenn jetzt die gute Fee käme und Ihnen als Vorsitzendem des Deutschen Juristen-Fakultätentages für die Ausbildung der Juristen drei Wünsche frei gäbe, was würden Sie sich wünschen?

! Also, der erste Wunsch wäre ein valides Eignungsfeststellungsverfahren für Studienanfänger. Das Zweite wäre ein Ende dieser schrecklichen Bologna-Diskussion. Und das Dritte wäre eine stärkere organisatorische Verselbständigung der juristischen Fakultäten, damit sie sich im Ringen um Ressourcen mit anderen Disziplinen besser behaupten können, als dies derzeit der Fall ist.

### ? Also mehr Fördergelder?

! Ich hätte ein gewisses Faible für eine Law School, die – natürlich unter dem Dach der Universität – mit weitgehender Ressourcenautonomie und Selbständigkeit die juristische Ausbildung betreibt. Sie hätte ein festes Budget, würde Berufungen und Studienordnungen et cetera eigenver-

antwortlich durchführen beziehungsweise erstellen und über die Ausstattungen ihrer Professoren eigenständig entscheiden. Denn meine Beobachtung ist, dass wir Juristen bundesweit tendenziell immer den Kürzeren ziehen. Das liegt auch daran, dass wir – eben weil wir die Oberbedenken-träger sind und eine vom Fach vorgegebene, andere Kultur haben – häufig durch das Raster fallen. Wenn wir zum Beispiel ein Gutachten schreiben – auch über Erfolg versprechende Anträge – so finden wir immer Haare in der Suppe – wir wären fachlich schlechte Juristen, wenn wir das nicht täten. Die Ökonomen oder die Naturwissenschaftler halten jeden ihrer Anträge für nobelpreisverdächtig. Dass Anträge aus der Rechtswissenschaft bei Leuten, die nicht juristisch sozialisiert sind, den Eindruck hervorrufen, das kann nicht so gut sein, wenn der Gutachter ein Haar in der Suppe findet, gehört zu den Déformations professionelles. Aber das kann man nicht abstreifen, ohne die fachspezifische Kultur der Rechtswissenschaft aufzugeben.

Bei der Exzellenzinitiative wurde – auf Druck der Politik – alles an den Standards der Naturwissenschaften ausgerichtet. Die Rechtswissenschaft ist letztlich leer ausgegangen, auch wenn wir hier in München „Elite-Universität“ geworden sind. Das hat damit zu tun, dass wir ein ziemlich billiges Studium sind, bei dem die Wissenschaftsorganisationen nur auf die Masse blicken, ein Sensorium für die Wissenschaftlichkeit der Jurisprudenz jedoch nicht entwickeln. Rechtswissenschaft aber ist anders.

### ? Nun gibt es eine solche Eigenständigkeit noch nicht. Welchen Stellenwert hat die deutsche Rechtswissenschaft denn dann überhaupt?

! Wenn man einmal vom englischen Sprachraum absieht, ist die deutsche Rechtswissenschaft eine der wenigen wissenschaftlichen Disziplinen, wo wir heute noch weltweit an der Spitze stehen. Vom Atlantik bis Wladiwostok, Taiwan und Korea unter Einschluss von Südafrika und Spanien ist die deutsche Rechtswissenschaft DER Orientierungspunkt schlechthin – neben Amerika. Das ist der

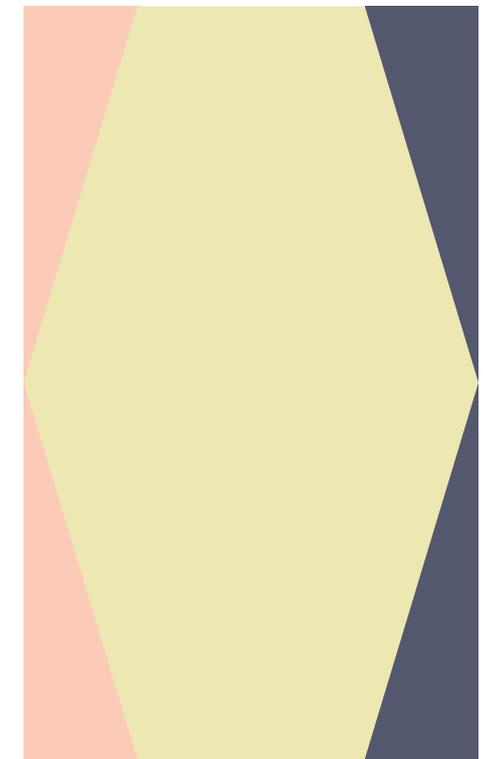
Politik jedoch nur schwer vermittelbar. Die Justizminister wissen das teilweise, aber auch sie bringen das nicht so richtig rüber. Und insofern droht die Disziplin in der gegenwärtigen Situation Schaden zu nehmen. Deswegen glaube ich, dass eine organisatorische Teilverselbständigung der nach wie vor florierenden Rechtswissenschaft in Deutschland sehr helfen würde.

### ? Sehen Sie eine Chance dafür?

! Ich bin in dieser Hinsicht nicht ganz hoffnungslos.

### ? Wenn man das so hört, hat man das Gefühl, die Juristen müssten für ihre Selbstdarstellung und die Verfolgung ihrer eigenen Interessen noch ein bisschen was lernen. Sehen Sie das auch so?

! Ja.



# COMPETENCE

Seite 58

Ein Gespräch mit  
Prof. Dr. Christoph G. Paulus,  
Professor für Bürgerliches Recht,  
Zivilprozess und Insolvenzrecht  
sowie Römisches Recht  
an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Text: Andreas Lukoschik  
Illustration: Monika Aichel

## DER LUST DENKER

**Wir treffen uns im feinen Hotel de Rome in Berlin Unter den Linden. Der Grund: Sein Büro liegt vis-à-vis am Bebelplatz und wird gerade renoviert. Mein Gesprächspartner ist seit April diesen Jahres Dekan der juristischen Fakultät an der Humboldt-Universität zu Berlin. Mit bürgerlichem Namen hört der Professor für Bürgerliches Recht, Zivilprozess- und Insolvenzrecht sowie Römisches Recht auf den Namen Christoph G. Paulus – und ist ein begeisterter und begeisternder Denker.**

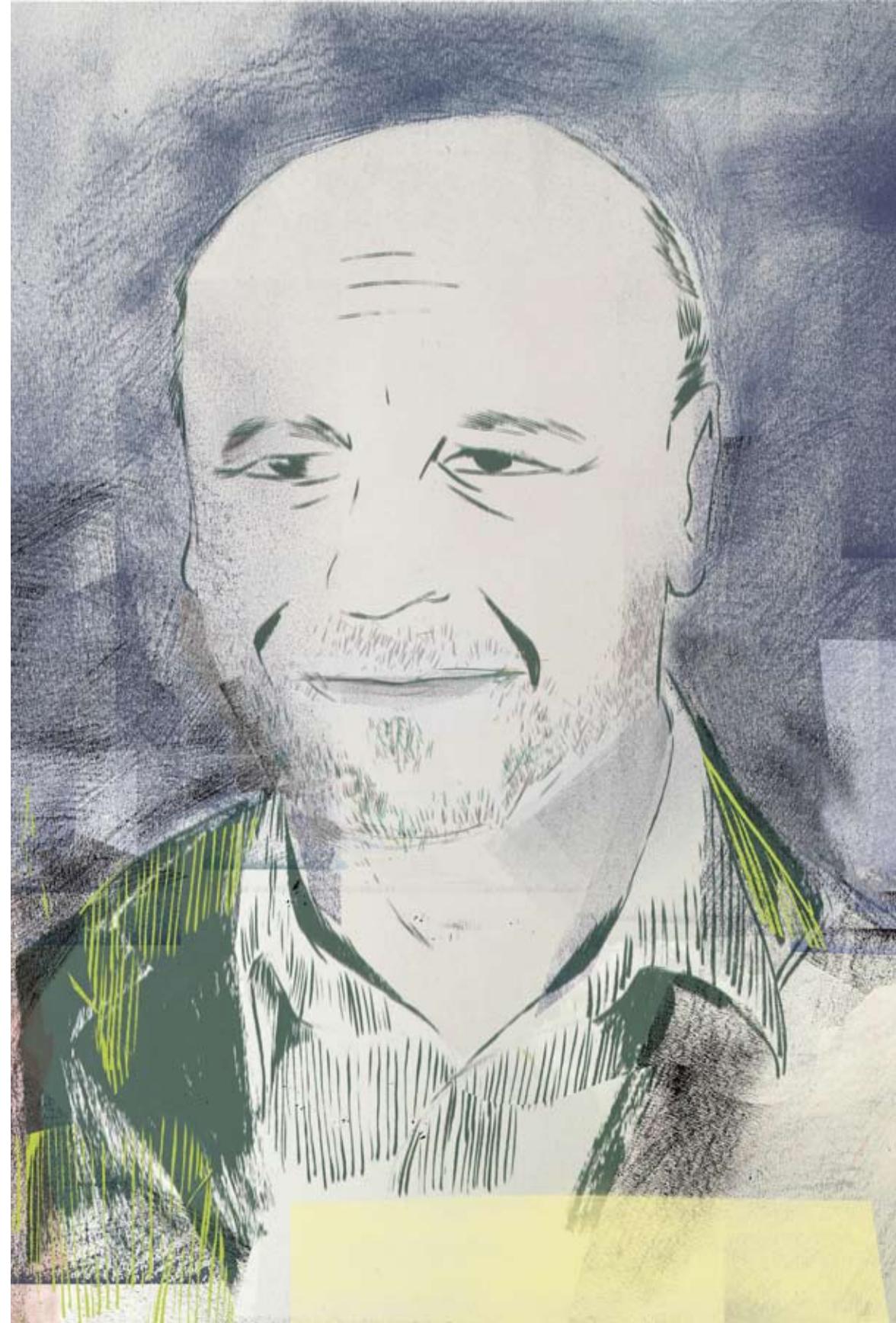
**? Herr Professor Paulus, Sie sind nicht nur Dekan der Juristischen Fakultät der Humboldt-Universität, Sie erforschen zur Zeit auch das islamische Finanzrecht.**

! Erforschen ist vielleicht zu viel gesagt. Etwas hat meine Aufmerksamkeit geweckt, trifft den Sachverhalt besser. Das hängt damit zusammen, dass ich vor zwei Jahren bei der Weltbank gearbeitet habe. Und das Tolle und Lehrreiche an einem

solchen Aufenthalt ist ja, dass man – allein durch die Arbeit in einer solchen Institution – mit Leuten aus deutlich über 150 Nationen zu Mittag isst. Da bemerkt man, dass bestimmte Dinge eine besondere Wichtigkeit haben. Und andere Dinge, die aus unserer Perspektive wichtig zu sein scheinen, diese Bedeutung keineswegs haben. Zu den Dingen, von denen ich festgestellt habe, dass sie heute schon eine gewisse Bedeutung haben, aber eine noch viel größere Bedeutung – schon allein wegen des Wachstums in diesen Regionen – in der Zukunft bekommen werden, gehört eben das islamische Finanzrecht. Wir haben ja hier in Europa eine etwas verzerrte Perspektive, weil wir alle auf Dubai schauen. Dabei übersehen wir aber, dass sich Dubai positionieren will als Mittler zwischen der islamischen und der westlichen Finanzwelt. Was wir weiterhin übersehen, ist, dass sich Malaysia nicht nur als das Zentrum der islamischen Finanzwelt zu etablieren versucht, sondern bereits stattliche Erfolge vorzuweisen hat. Mir kommt das manchmal so vor wie der Spruch „Stell Dir vor es gibt einen riesigen Finanzmarkt und keiner kennt ihn“. Das war und ist der Anlass, weshalb ich mich für das islamische Finanzrecht interessiere.

**? Können Sie, damit ich es verstehe, in leicht fasslichen, bauerlichen Worten den wesentlichen Unterschied zwischen der westlichen und der islamischen Finanzwelt erklären?**

! Da spreche ich jetzt einmal aus der Sicht eines Insolvenzrechtlers, der mit Kreditsicherungsrecht notgedrungen sehr viel zu tun hat. Aus dieser Perspektive lautet der Grundgedanke des islamischen Finanzrechts: Die Zeit gehört allein und ausschließlich Gott. Das heißt: Kein Mensch darf davon profitieren, dass Zeit abläuft. Und damit sind wir bei dem, was wir Okzidentalern im Islam als „Zinsverbot“ bezeichnen. Zinsen sind ja nichts anderes als Geld für verstrichene Zeit. Die gebührt aber allein Gott. Mit der Folge, dass – wenn man von der Prämisse ausgeht, dass Zeitablauf keinen Gewinn ergeben darf – ein eigenes kunstvolles Konstrukt entwickelt werden musste. Derjenige, der Geld gibt und etwas davon haben will, muss zugleich wenigstens ein Stückchen Risiko übernehmen. Nur dann und dadurch erlangt er das Recht,



an dem Gewinn beteiligt zu werden. Das ist das Entscheidende. Diesen Ansatz kann man nicht eins zu eins auf unsere Verhältnisse übersetzen, aber es wäre in etwa vergleichbar mit einem stillen Gesellschafter. Er trägt ein Stück des Risikos und hat die Chance, dafür einen ordentlichen Ertrag zu erhalten.

**? Das hört sich ja so an, als ob islamische Banken wie Kraken überall ihre Finger drin hätten?**

! Das ist eine schöne Sichtweise. Man könnte es vielleicht so beschreiben. Aber ich kenne es noch nicht gut genug, um es abschließend zu erläutern. Aber in der Tat greift in der islamischen Finanzwelt eine stärkere Betonung der Schicksalsergebenheit. In etwa so: Wenn ich mich als Moslem am Risiko beteilige, haben Sie, als Geldnehmer, mich dafür längere Zeit an der Backe. Die westliche Bank gibt hingegen das Geld, lehnt sich zurück und sagt: Es ist mir wurscht, was Sie tun; die Zeit arbeitet für mich. Das Erstaunliche aber ist, dass auch in der westlichen Finanzwelt der Gedanke der Mitverantwortung des Gläubigers im Wachsen begriffen ist. Gerade im Bereich der Überschuldung respektive Insolvenz von Staaten wird dieser Kontext mit unglaublicher Heftigkeit diskutiert und ist teilweise auch schon akzeptiert. Das ist etwas, was derzeit im Bereich der UNO, der Weltbank und partiell auch im Bereich des internationalen Währungsfonds ganz, ganz intensiv diskutiert wird.

**? Das hat natürlich bedeutsame politische Implikationen zur Folge. Aber im wirtschaftlichen Bereich erzeugt das auch sehr machtvolle Nebengeräusche.**

! Klar, das ist Kontrolle. Und Kontrolle ist Macht. Da muss ich aber eingestehen, dass ich im Rahmen meiner Forschungen noch nicht genug weiß, wie in der islamischen Finanzwelt damit umgegangen wird. Aber sie scheinen es tatsächlich im Griff zu haben.

**? Sie erwähnten eben den Begriff „Insolvenz von Staaten“. Da frage ich mich ganz naiv: Kann denn ein Staat insolvent werden? Ich meine, Deutschland müsste ja schon mehrfach insolvent sein**

**mit seinen 1,5 Billionen Euro Schulden. Aber der deutsche Staat meldet doch keine Insolvenz an, sondern redet der Arbeitskraft und dem Arbeitswillen seiner Bürger gut zu, sorgt dafür, dass der Handel mit anderen Völkern auch einigermaßen läuft, wodurch von außen Geld hereinkommt, und hält so den Gang der Wirtschaft am Laufen. Wie kann also ein Staat insolvent werden? Er hat doch seine Steuergelder generierenden Bürger. Oder ist das Ganze eine Frage des Arbeitsethos seiner Bürger?**

! Es ist die vorherrschende Doktrin der letzten Jahrhunderte gewesen, dass man gesagt hat: Ein Staat kann erst dann pleitegehen, wenn erstens jeder seiner Bürger selber insolvent ist (und damit keine Steuern bezahlen kann) und zweitens wenn der Strom für die Maschinen der Gelddruckereien ausgeht. Also kein Geld mehr gedruckt werden kann. Dann und erst dann kann ein Staat pleite sein. So dachte man bislang.

In den letzten Jahren hat es aber einen Haufen von Insolvenzen von Staaten gegeben. Mexiko war zum Beispiel mal insolvent. Dänemark auch. Dann gab es ein paar ewig wiederkehrende Kandidaten aus Afrika. Und dann kam Argentinien. Argentinien war 70 Jahre zuvor allerdings so reich, dass – wenn es damals schon die G7-Staaten gegeben hätte – Argentinien dazu gehört hätte. Im Jahre 2001 kam es dann zu massiven Liquiditätsproblemen von Argentinien, weil der Staat nicht einmal einen Bruchteil der Zinsen an die Gläubigerbanken bezahlen konnte. Aber man wollte auf Seiten der internationalen Gläubiger nicht mehr einfach so weiterwuscheln. Zu diesem Zeitpunkt kam deshalb das Thema der Staatsinsolvenz auf. Und man begann sich zu fragen: Muss ein solches Land tatsächlich pleitegehen? Welche Ressourcen hat es denn eigentlich? Und kann es mit Hilfe der Ressourcen wieder flott gemacht werden? Und man schaute sich die Bodenschätze an, oder den Grund und Boden. Im Falle Deutschlands würde man die gut ausgebildete Bürgerschicht, die Werkstätten und die Fachkräfte betrachten, um dann mit Hilfe dieser Ressourcen einen Neuanfang zu machen. Dafür soll das Insolvenzrecht für Staaten entwickelt werden – um einen Neuanfang zu ermöglichen.

Das ist vielleicht überraschend, weil

man jetzt glaubt, die Gläubiger müssten ganz altruistisch sagen: Nicht nur, dass wir unser Geld verloren haben, jetzt müssen wir dem Schuldner auch noch helfen, wieder flott zu werden. Wo kommen wir denn da hin? Aber das ist eben genau die verkehrte Einstellung.

Nach meiner Einschätzung hängt die Entwicklung des neuen Insolvenzrechtes nach dem Motto „Weg von der Liquidation, hin zum Einsatz eines Reorganisationsplanes“ mit dem Ausbau der Dienstleistungswirtschaft zusammen. Wenn ich ein Unternehmer bin, der Autos herstellt oder Computer, dann habe ich eine ganze Reihe von Vermögensgütern, die ich seit den Zeiten der Römer verkaufen kann, um wieder „flüssig“ zu werden. In dem Maße aber, in dem wir zu einer Dienstleistungsgesellschaft werden, kommen plötzlich völlig neue, höchst wertvolle Wirtschaftsgüter hinzu. Da ist beispielsweise Know-how, das ist Goodwill, da ist – zur Not – auch Charisma oder da sind Kundenkontakte.

Bei diesen Themen lassen uns unsere alten Römer im Stich. Denn dafür haben sie keine Regelungen vorgesehen.

Nach der traditionellen Sichtweise müsste ich – wenn ich das Know-how von Ihnen haben wollte – einen Schnipsel aus Ihrem Hirn herauschneiden und es verkaufen. Das geht natürlich nicht nur nicht, sondern bringt auch nichts ein. Nicht weil Sie kein Know-how hätten, sondern weil das Hirn durch meine Operation in seiner Funktionsweise zerstört wäre. Also muss man sich jetzt als Gläubiger ganz rational und höchst egoistisch die Frage stellen, wie man dieses Know-how aktivieren kann – damit dadurch Geld generiert wird, mit dem Sie mich bezahlen können. Mit diesem Ausgangspunkt, dass man nicht die Schuldner ausweidet, sondern sie in die Lage versetzen hilft, ihre Schulden zu bezahlen, können Sie natürlich auch auf Gemeinden zugehen, auf große Städte und auf ganze Staaten.

**? Dieser Ansatz ist ja nicht nur sehr pragmatisch und lösungsorientiert, sondern hat auch ethische Implikationen. In einem Gespräch mit Professor Peter M. Huber aus München (siehe Seite 50) vertritt er eine geradezu gegensätzliche Position, nämlich dass Recht und ethische Fragen wie Moral primär nichts miteinander zu tun haben.**

! Hmh, da ist er noch auf der Ebene von Kant und dieser Ansatz wird gerade dramatisch beiseite geschoben. Das kantische Postulat nach der strikten Trennung von Recht und Moral ist mir zwar recht sympathisch, vermutlich weil ich damit groß geworden bin, aber es war seit eh und je bei den Philosophen und Juristen umstritten, gleichwohl war es die herrschende Doktrin. Ich betone „war“. Ich bin – und jetzt mache ich wieder einen kleinen Schwenk zu der Entschuldung der Staaten – an der Entstehung einer Debatte beteiligt, die mit unglaublicher Intensität betrieben wurde und die von Juristen fast gar nicht wahrgenommen wurde. Es geht um die Frage, ob der Irak nicht schuldenfrei sein müsse, weil jeder Geldgeber doch gewusst habe, dass Saddam Hussein ein Tyrann par excellence war. Mit der Folge – und jetzt kommt das ethische Postulat –, dass jeder, der ihm Geld gegeben hat, im Grunde diesen Herrscher gestärkt hat. Und es kann doch nicht richtig sein, dass die Überlebenden des Saddam-Regimes die Schulden von Waffenkäufen bezahlen müssen, mit denen ihre Familien erschossen wurden. Das ist eine „Tränendrüse“ par excellence und da wird einem als Jurist natürlich sofort schwindelig. Wenn man nämlich sagt, Moment, das wollen wir mal ein bisschen entkoppeln, ist man sofort auf der bösen Seite. Aber das ist der Geist, der heute mit ungeheurer Wucht vorgebracht wird. Ich habe zu dieser Rechtsfrage – das nennt man „odious debts“, also „hassenswerte Schulden“ – ein Gutachten für Frau Wiczorek-Zeul geschrieben. Da intervenierte sofort das Auswärtige Amt und sagte: Solch ein Thema dürft Ihr gar nicht nach draußen geben. Wenn nämlich diese Position der odious debts Rechtspraxis wäre, dann wäre der Irak plötzlich schuldenfrei. Und da reden wir mal eben von 200 bis 400 Milliarden Dollar. Wenn das also insgesamt ein Rechtskonzept wäre, dann müssten viele Banken so viele Milliarden abschreiben, dass es größere Turbulenzen gäbe als bei der Immobilienkrise in diesem Jahr. Zu demselben Thema habe ich dann für die Weltbank ein Rechtsgutachten geschrieben, das als äußerst geheim eingestuft wurde. Da hatte ich – vom Wissenschaftlichen her – den großen Glückstreffer, dass ich als Zivilrechtler an den Nerv des Politischen und zwar des Wirtschaftspolitischen gerührt habe, der bis zur Weltbank reichte. Intensiviert wur-

de diese ganze Thematik von Staatenentschuldung übrigens insbesondere durch Johannes Paul II, der in seiner Neujahrsansprache im Jahr 2000 – von uns allen sicherlich gar nicht registriert – forderte, dass man dieses Jahr zum „Erlassjahr“ machen solle. Da hat er das alte Testament zitiert, wo alle sieben Jahre ein Erlassjahr angemahnt wird und nach dem alle sieben mal sieben Jahre ein völliger Schuldenerlass gefordert wird. Das ist das „Jubeljahr“. Dahinter steht ein Postulat, das wir ganz zu Beginn unseres Gespräches beim Unterschied zwischen islamischem und westlichem Finanzrecht angesprochen haben: Der Geldgeber kann sich nicht mehr einfach nur zurücklehnen und so tun, als ob er alle seine Pflichten mit der Geldübergabe erledigt habe, sondern er wird in die Mitverantwortung genommen.

**? Aber das sagt die amerikanische DEA in ihrem Bereich doch auch: Wer Drogenproduktion oder -verteilung finanziert, macht sich mitschuldig!**

! Exakt.

**? Und nun wird dieser Ansatz auch für andere Bereiche und das Kreditwesen generell angewendet?**

! Völlig richtig.

**? Herr Professor Paulus, Sie haben mit Datum des heutigen Gespräches 257 Arbeiten veröffentlicht. Wie schaffen Sie das? Sie müssen ja auch noch lehren und forschen.**

! Das klingt jetzt vielleicht sagenhaft arrogant und blöd, aber ich empfinde mich immer noch als einen der Faulen. Ich suche mir nämlich gerne Themen aus, die mich sehr interessieren. Das erleichtert die Sache. Denn wenn man mit Herzblut schreibt, schreibt es sich deutlich leichter, als wenn man ein Pflichtprogramm erfüllen muss.

**? Dann haben Sie aber trotzdem viele Interessenbereiche!**

! (lacht)

**? Bekommen Sie dabei auch noch Forschung und Lehre unter?**

! Ja, das ist sogar eine meiner Lieblingsbeschäftigungen.

**? Das hört man selten.**

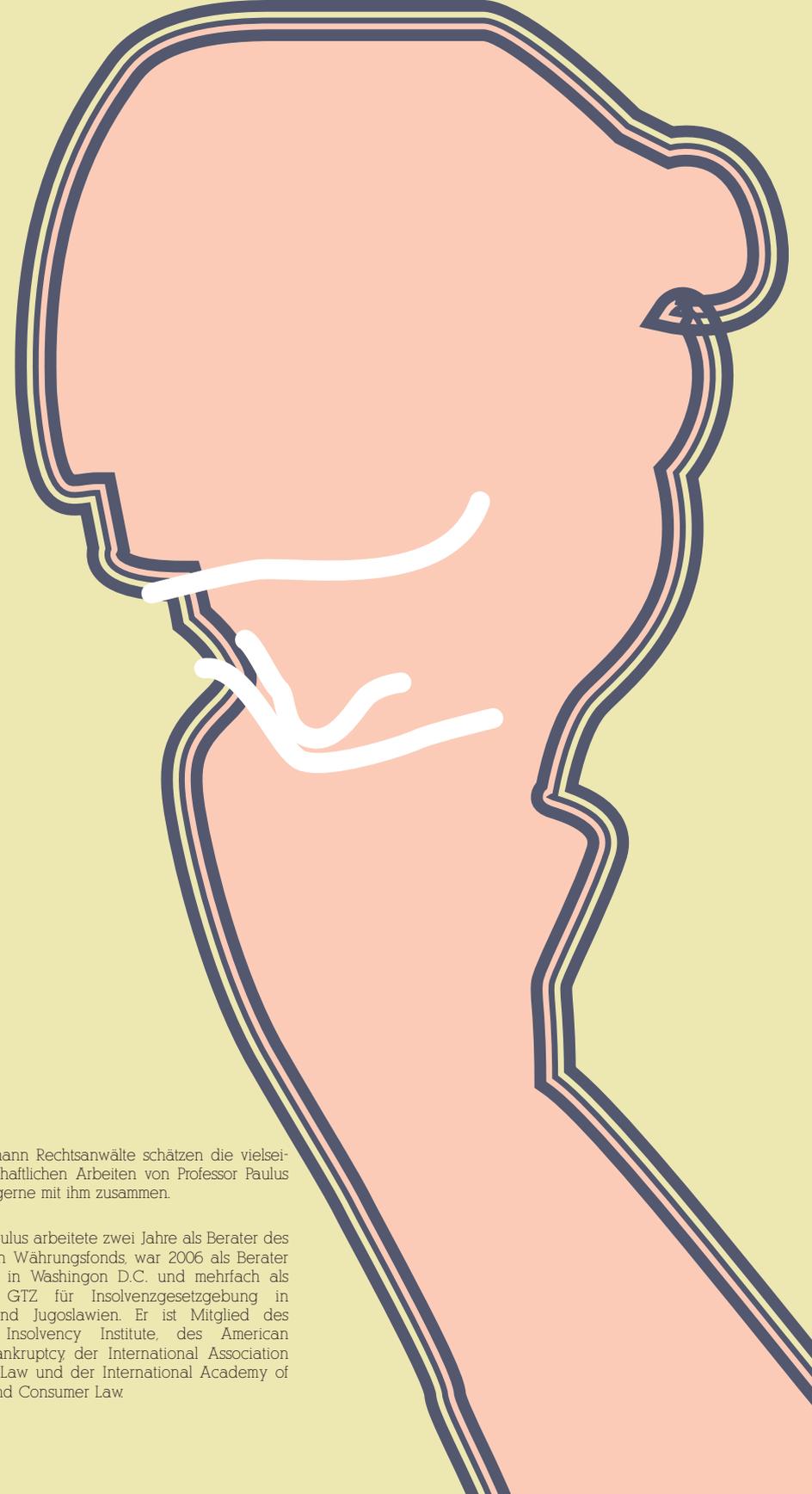
! Ich könnte meine Studenten am laufenden Band umarmen – gut, nicht alle und immer, aber im Großen und Ganzen schon. Ich habe mich erst letzte Woche mit dem Professor Kirchhoff aus Heidelberg darüber unterhalten – Sie wissen, derjenige, der beinahe mal unser Finanzminister geworden wäre – und da waren wir uns in dieser Wertschätzung unserer Studenten einig.

**? Sie haben also bei Ihren Studenten ein positives Gefühl für den juristischen Nachwuchs?**

! Ja! Durch die lerne ich, dass die Aussage „Früher war alles besser!“ eben nicht stimmt. Die sind jetzt schon gut, aber eben auf einer anderen Ebene. Für die ist die Universität vielleicht nicht mehr das Zentrum des Geistigen, sondern irgendetwas anderes – vielleicht sogar das Internet. Aber die Studenten heutzutage sind – wenn ich das mal mit mir selbst vergleiche – offener, weil – und dafür bedaure ich sie – sie die Komplexität der Welt, die Verschränkungen der globalen Vernetzung schon viel früher kennenlernen müssen als ich. Der Ernüchterungsprozess, der mit dem Älterwerden einhergeht und der zwar durch vieles aufgewogen wird, aber dennoch für mich das Schmerzhafte am Älterwerden ist, dieser Verlust der Naivität, der setzt bei denen viel früher ein.

**? Haben die jungen Menschen aus Ihrer Sicht die nötigen Werkzeuge, um diese früh einsetzende Ernüchterung aufzufangen oder ihr etwas entgegenzusetzen?**

! Da bin ich – durch meine Erfahrungen mit meinen Studenten – voller Zuversicht für unsere Zukunft. Die kriegen das in den Griff. Und zwar besser als wir und unsere Vorväter.



**N3** Nachmann Rechtsanwälte schätzen die vielseitigen wissenschaftlichen Arbeiten von Professor Paulus und arbeiten gerne mit ihm zusammen.

**N4** Prof. Paulus arbeitete zwei Jahre als Berater des Internationalen Währungsfonds, war 2006 als Berater der Weltbank in Washington D.C. und mehrfach als Berater der GTZ für Insolvenzgesetzgebung in Moldawien und Jugoslawien. Er ist Mitglied des International Insolvency Institute, des American College of Bankruptcy der International Association of Procedural Law und der International Academy of Commercial and Consumer Law.

# MY EUROPE

Seite: 65

## EUROPA IM KOPF

JAN  
WEILER

Die **Ungarn** haben sich einen Ehrenplatz in unserem Herzen erworben, denn über Ungarn reisten 1989 zehntausende DDR-Bürger in die Freiheit. Außerdem in Ungarn: Die Puszta mitsamt Gefiedel und Hackklößchen. Und: Piroshka. Und der goldgerahmte Flohmarktklassiker schlechthin: „Zigeunerin schaut hinter der Birke hervor.“ Ungarn exportiert hervorragende Salami und Aprikosenschnaps. In Budapest erscheint eine deutsche Zeitung namens „Pester Lloyd“. Vor 53 Jahren galt die ungarische Fußballmannschaft als praktisch unschlagbar. In Bern verlor sie aber trotzdem gegen Deutschland, vielleicht mag man uns in Ungarn deswegen nicht so furchtbar gern. Ungarn und Österreich bildeten Ende des 19. Jahrhunderts eine Doppelmonarchie, die bis in die 1960er Jahre in der österreichischen Filmindustrie eine gewisse Rolle spielte. Später kam es zu einem Volksaufstand gegen den Stalinismus und noch später hielt der so genannte Gulaschkommunismus Einzug. Dieser zeichnete sich durch eine relativ liberale Haltung des Staates gegenüber seinen Bürgern aus. Im Fußball spielt Ungarn keine Rolle mehr, obwohl Lothar Matthäus dort als Trainer wirkte. Am Plattensee gibt's ein Büffelreservat.

**Großbritannien** ist einer der wichtigsten Mitgliedsstaaten der Europäischen Union. Und das, obwohl er alle anderen Länder Europas für globale Außenseiter hält und nie mitmacht, wenn es in Europa interessant wird. Ständig treten die Briten aus dem Glied. Führen Krieg, mögen den Euro nicht, meckern an allem rum. Ihre Mehrheit ist gegen den Tunnel nach Frankreich und kann die Deutschen nicht ausstehen. Ständig werden Witze auf unsere Kosten gemacht. Manche sind komisch, andere geschmacklos, aber das gehört zu den kulturellen Eigenheiten dieses Landes. Die Briten haben das berühmteste Königshaus der Welt. Sie bauen gerne, aber erfolglos Autos und pflegen einen großartigen Vereinsfußball, versagen jedoch mit ihren Nationalmannschaften zuverlässig seit über 40 Jahren. Und das, obwohl sie sogar mit drei Teams antreten: Wales, England und Schottland. Das Essen in Großbritannien ist meistens schlecht. Dann wird Lamm mit Minzsauce serviert oder Eintopf. Briten mögen keinen Schaum auf ihrem Bier und gießen Essig über ihre Pommes frites. Sie ha-



Teil 3: von Ungarn bis Holland. **Jan Weiler war fünf Jahre lang Chefredakteur des SZ-Magazins, ehe er mit seinem Buch „Maria, ihm schmeckt's nicht!“ einen höchst amüsanten Bestseller über seinen italienischen Schwiegervater und seine italienische Verwandtschaft geschrieben hat. Hier und jetzt macht er sich wie in N1 und N2 Gedanken zu dem, was man so über „Europa im Kopf“ hat. Oder geht es Ihnen anders?**

Foto: Pressearchiv

ben die Popmusik erfunden und die moderne Literatur. Ihre Künstler genießen Weltruf und einige der besten Museen und Galerien befinden sich in London, das gerade wieder zur teuersten Stadt der Welt gekürt wurde. Dieser Ort ist so entsetzlich teuer, dass niemand mehr darin wohnt. Gardinen werden von kleinen Motoren hin und her bewegt, damit die Touristen glauben, sie seien nicht alleine. Der Posträuber Ronald Biggs sitzt im Hochsicherheitsgefängnis. Er hatte zwei Schlaganfälle und einen Herzinfarkt, kann nicht mehr sprechen und wird als Achtzigjähriger sicher niemals wieder einen Postzug überfallen, aber die britische Justiz will ihn nicht freilassen. Alle paar Wochen werden Musikfestivals im Wembley-Stadion abgehalten. Dabei treten immer Duran Duran auf und Elton John. Die lustigste TV-Serie der Welt heißt „Little Britain“. Gerade wird der Versuch unternommen, eine deutsche Adaption davon zu erstellen. Kleines Deutschland. Man ahnt schon, dass es nicht funktioniert und die Briten uns dafür wieder auslachen. Der britische Humor gilt als global führend.

**Lettland** und **Litauen** verorte ich im Kopf immer in Skandinavien, dabei weiß ich wie jeder einigermaßen zivilisierte Europäer, dass die Letten eines von drei Völkern sind, die da oben rechts auf drei quasi gleichgroßen Grundstücken nebeneinander im so genannten Baltikum wohnen. Lettland hat das Grundstück in der Mitte. Oben wohnen die Esten und unten drunter die Litauer. Manchmal klopfen sie an die Decke, wenn die Letten zu viel Lärm machen. Worin sich die Litauer von den Letten und diese von den Esten unterscheiden, vermag ich beim besten Willen nicht zu erraten. Sie sind noch nicht lange dabei. Es ist nicht unbedingt eine große Schande, wenn man in Bezug auf diese Länder nicht viel weiß. Und man möchte auch nicht gleich von Zigarettenschmuggel und Führungsglücken anfangen. Diese Länder stehen auch noch für völlig andere Dinge. Es ist nur noch nicht raus, wofür genau.

**Finnland** ist zugleich das deprimierendste und das komischste Land der Erde. Seine Bewohner tanzen gerne Tango, gehen in die Sauna, sind wortkarg. Und zwar alles zur selben Zeit. Außerdem befindet sich in Finnland der größte Hersteller von Mobilte-

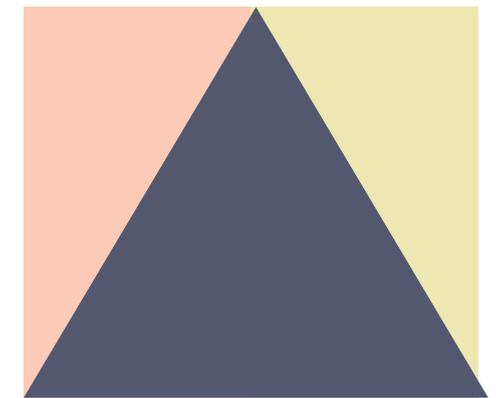
lefonen weltweit. Die Firma Nokia verkauft eine Million Handys. Jeden Tag. Jeder Finne besitzt eine Million Mobiltelefone, eine schnelle Internetverbindung und große Zahnlücken. In Finnland gibt es mehr Mücken als irgendwo sonst auf der Erde. Finnen haben einen außerordentlichen Hang zum Skurrilen. So ist die Popularität von Apocalyptica zu erklären. Dieses Kammermusik-Quartett spielt vorwiegend Stücke von Metallica nach. Außerdem verehren die Finnen die Leningrad Cowboys und Ari Kaurismäki und ihren kurzen Sommer, in dem sie ordentlich die Puppen tanzen lassen, bevor es Anfang Oktober wieder dunkel wird. Der finnische Winter ist lang, die Selbstmordrate hoch und die meisten Namen enden mit -alla oder -amma. Oder -anen oder -onen. Oder -innen. Auf irgendeine Weise ist finnisch mit ungarisch verwandt. Das Bildungssystem gilt als vorbildlich, Finnland belegt Platz eins bei den PISA-Studien. Die KSZE-Konferenz wurde in Helsinki abgehalten, allerdings weiß kein Mensch mehr, was die Abkürzung KSZE bedeutet. Die Landschaft soll schön sein und besteht aus Mooren, Kiefernholzern und tundrischer Steppe. Manchmal trifft man ein Rentier, das sich aus Schweden verirrt hat. Die Finnen glauben aber, alle Rentiere in Schweden seien eigentlich sich verlaufende finnische Rentiere. Jedenfalls werden die gerne gegessen. Ein Freund brachte mir mal Rentierschinken mit. Nicht übel. Genau wie Jean Sibelius, der ebenso Finne war wie Mika Häkkinen einer ist. Mika Häkkinen ist in Deutschland sehr populär. Deutschland ist in Finnland eher nicht so populär.

Die Tschechen wohnen gleich neben uns in der **Tschechischen Republik**. Wir mögen die Tschechen, denn sie hatten einen Dichter als Staatspräsident und Prag gehört zu den schönsten Städten der Welt. Man muss aber mit dem Taxi aufpassen und den Fahrer bitten anzuhalten, wenn man auf dem Weg vom Hotel zum Bahnhof zum vierten Mal am Hradschin vorbei gekommen ist. In Tschechien wird das beste Bier gebraut und das heißt nicht „Budweiser“ oder „Urquell“, sondern: „Gambrinus“. Ich würde gerne den General-Import dafür übernehmen. Tschechien ist den meisten Deutschen durch Berichte in Spiegel-TV bekannt. Es geht in diesen

Reportagen normalerweise um den Lastwagenstrich an der deutsch-tschechischen Grenze oder um Schlesiertreffen. Es besteht Mautpflicht und die wird auch kontrolliert, und zwar von freundlichen aber in der Sache bockbeinigen Grenzbeamten. Der Prager Frühling hat den Rest der Welt beeindruckt. Gleiches gilt für die vielen Topmodels, die das Land hervorbringt. Franz Josef Wagner und Alfred Biolak stammen aus der heutigen Tschechischen Republik. Der tschechische Super-Mega-Tophit aller Zeiten trägt den Titel „Die Moldau“ von Bedrich Smetana. Er ist Teil eines Zyklus mit dem Titel „Mein Vaterland“. Genaue Zuhörer und Kinder bemerken, dass es sich bei der „Moldau“ um „Alle meine Entchen“ in Moll handelt. Tschechisch kann kein Mensch lernen. Man sollte es zu den toten Sprachen zählen, denn nur Tote haben genug Zeit, es zu lernen. Diesen Satz hat Mark Twain erfunden. Allerdings nicht über die tschechische Sprache, sondern über die deutsche. In New York hing einmal ein Plakat, mit dem die US Open beworben wurden. Auf dem Plakat abgebildet waren die drei Tennisspieler Pat Cash, Ivan Lendl und John McEnroe. Darüber stand: „What do you want: Cash, Czech or American Express?“

Nie, nie, nie steht auf Tomatenkisten aus **Holland**: „Tomaten aus den Niederlanden“. Immer steht „Holland“ drauf. Übrigens heißt es eigentlich „Niederland“. Singular. Im Plural gibt es die Niederlanden eigentlich nur in Deutschland. Holland ist eine niederländische Provinz. Die Holländer winken mit orangefarbenen Fähnchen, wenn ihre Königin vorbei kommt, und sie hassen die Deutschen. Manche Holländer spucken sogar, wenn sie einem Deutschen auf dem Fußballplatz begegnen. Populäre Exportgüter Hollands sind: Gouda, Tulpen, Cannabis und Showmaster. Die holländische Popmusik gilt als gnadenloser Feind des guten Geschmacks. Zu nennen sind hier: Golden Earring, bots und Vader Abraham. Der populärste Holländer neben Rudi Carrell dürfte in Deutschland Herman van Veen sein, das Mensch gewordene Hollandrad. Holländisch ist sehr lustig. Fahrrad zum Beispiel heißt „fiets“. Und Moped heißt folgerichtig „bromfiets“. Ähnlich wie die Schweizer werden die Holländer nicht recht ernst genommen,

wenn sie Deutsch sprechen, was die meisten können, auch wenn sie es leugnen. Ein holländischer Akzent klingt immer auf eine niedliche Art unbeholfen. Merke: Amsterdamsch sehr schön, Rotterdam sehr gefährlich, Madurodam sehr teuer. Letzteres ist ein Freizeitpark in Den Haag. Da war ich mal als Kind. Und ich befand mich auf Fahrradtour in Holland an dem Tag, als Elvis Presley starb. Die Niederländer bauten früher ein Auto, das konnte so schnell rückwärts wie vorwärts fahren. Das war der DAF. Aber ich glaube, die Marke gibt es nicht mehr. Der wichtigste Konzern des Königreichs ist Philips. Leider sehen die Fernseher langweilig aus. In Domburg kann man schön Urlaub machen, allerdings immer unter den missbilligenden Blicken der Einheimischen. Wie in Österreich. Ich habe überhaupt nichts gegen Holländer. Im Gegenteil. Ich habe sie schon oft besucht und früher immer etwas gekauft. Meistens so für zwanzig Mark. Angeblich sind die Holländer doch nicht so liberal, wie man bisher glaubte. Sie haben ein massives Problem mit Rechtsextremismus. Das passt natürlich nicht ins Bild und ist den Holländern peinlich. Sonst ist ihnen aber wenig peinlich. Die meisten von ihnen haben keine Gardinen am Fenster, weil nichts zu verbergen ist. Bei einem Blick in die hell erleuchteten holländischen Stuben erhält man allerdings einen anderen Eindruck und wünscht ihnen mehr und dickere Gardinen. Der Spruch „Holland in Not“ erhält in den letzten Jahren eine neue Bedeutung, denn wenn der Klimawandel anhält, verschwindet das ganze Land nebst Coffeeshops und Frikandelfabriken in der Nordsee. Blubb, Holland, blubb!



# VISIONS

Seite: 68  
Andreas Lukoschik

## PROF. XIAO HUI WANG

### DAS „IDOL DER FRAUEN“ IN CHINA LEBT IN MÜNCHEN

**Sie wurde in China zum „Idol der Frauen“ gekürt und von den großen chinesischen Frauenzeitschriften und dem Hongkong Lifestyle Magazine neben Ang Lee (Regisseur), Lang Lang (Pianist) und Maggie Cheung (Schauspielerin) in einer riesigen Umfrage als eine von 50 Personen ermittelt, die die Zukunft des Landes prägen wird.**

**Wenn man das hört, fragt man sich: Was muss eine Frau tun, um im Reich der Mitte bei einer halben Milliarde Menschen solch einen erstaunlichen Stand zu haben? Die Antwort ist einfach: Sie muss Fotokünstlerin sein und Xiao Hui Wang heißen!**

Ich frage Frau Wang nach ihrer Erklärung für diesen erstaunlichen Erfolg. „Wissen Sie“, erläutert sie in sehr gutem Deutsch, „ich glaube, die chinesischen Frauen sind mir einfach nur dankbar, dass ich einige ihrer Träume gelebt habe.“ Das klingt bescheiden, macht aber neugierig und wirft die Frage auf, welche Träume das sein könnten. „Es ist der Traum, sein Leben zu leben und nicht immer Rücksicht zu nehmen auf das, was andere und die Gesellschaft von einem verlangen“, sagt sie. Das hört sich nach „Ich will Spaß!“ an, ist aber nicht das, was Xiao Hui Wang meint. Denn ihr Leben war und ist kein Spaziergang. Im Gegenteil. Es war voller Schwierigkeiten, die die meisten Menschen in die Knie gezwungen hätten. „Sehen Sie, wenn Sie die Ereignisse, die mein Leben bestimmt haben, als Schicksalsschläge ansehen, dann nehmen Sie sie als etwas hin, das man ertragen muss. Ich habe sie aber als Herausforderungen gesehen. Wozu wusste ich damals noch nicht. Ich spürte nur, dass ich mich dem nicht ergeben wollte. Heute weiß ich, dass die Kunst mir einen Weg gezeigt hat, diese Herausforderung anzunehmen. Denn durch die Kunst habe ich die Möglichkeit gefunden, das auszudrücken, was in mir war und ist. Dabei meine ich das Wort 'ausdrücken' durchaus wörtlich: Die Gefühle und Gedanken, die einen innerlich bewegen, aus sich heraus drücken. Nach außen bringen. Sichtbar machen.“

Dazu fallen mir Arnold Schönbergs Worte ein: „Kunst kommt nicht von können, sondern vom Müssen.“ Stimmt sie dem zu? „Absolut! Deshalb versteht man meine



Arbeiten auch am besten, wenn man meine Biografie kennt“, erläutert sie.

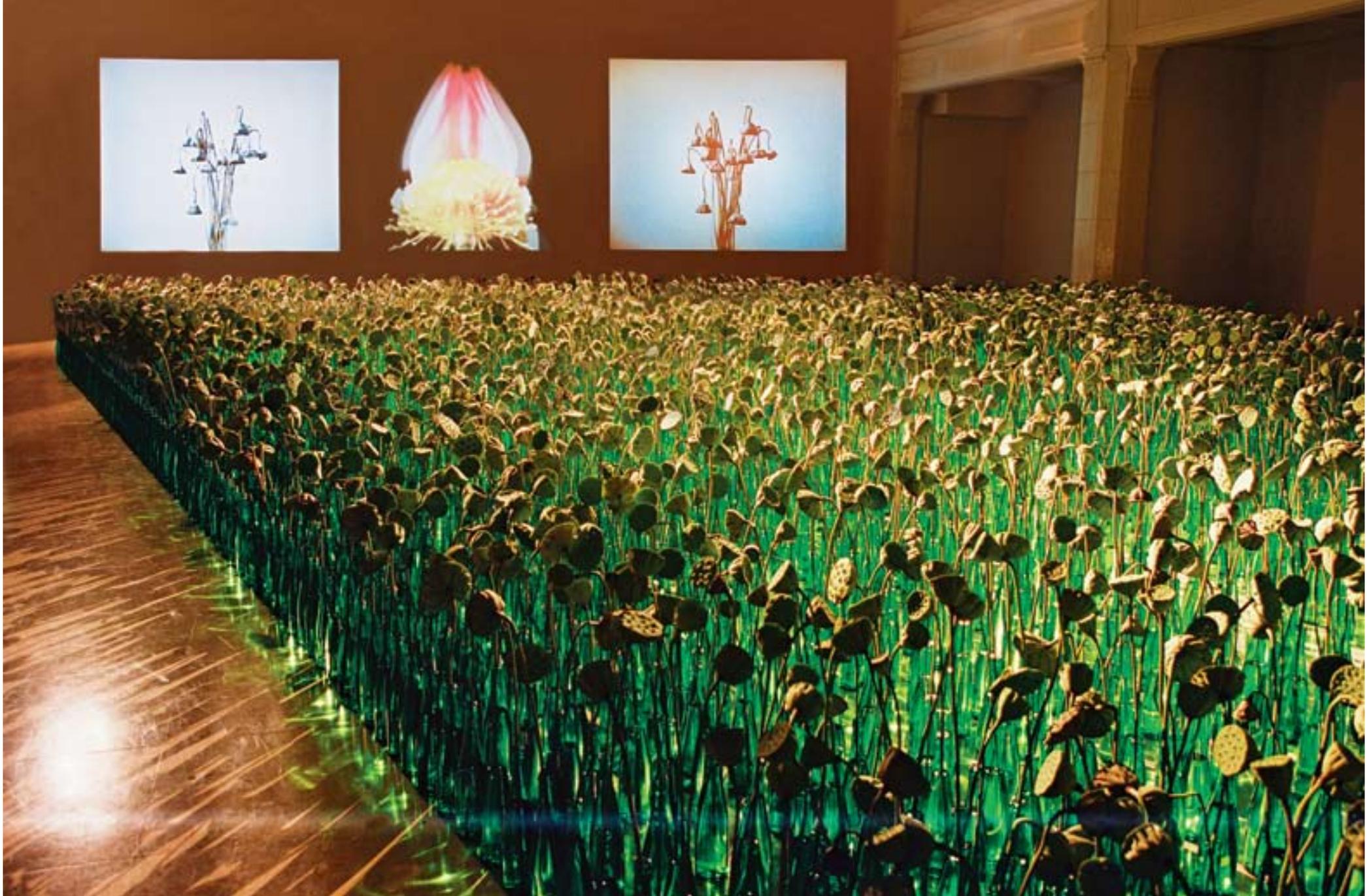
Und damit unterscheidet sie sich deutlich von ihrer amerikanischen Künstlerkollegin Cindy Sherman. Beide fotografieren zwar meistens sich selbst, doch während Cindy Sherman in die Rollen anderer Figuren schlüpft, fotografiert Xiao Hui Wang immer sich als sie selbst. Und macht damit ihre eigene Geschichte öffentlich. Eine sehr chinesische Geschichte. Und gleichzeitig eine sehr individuelle Geschichte. Eine Geschichte des „trotzdem“.

Bereits die Mutter der kleinen Hui musste all ihre Kräfte aufwenden, um nicht ihren Lebensmut im Gefängnis zu verlieren. Denn ihre Verwandten in Taiwan waren zum Anlass genommen worden, sie der Spionage für Taiwan zu verdächtigen. Doch ihr Mann hielt all die Zeit treu zu ihr. Nachdem sie erst mit Mitte dreißig endlich freigelassen worden war, bekam sie ihre Tochter und gab ihr den Namen Xiao Hui. Das bedeutet „kleine Weisheit“.

Wenn ein Kind in China ein Jahr alt wird, gibt es ein traditionelles Spiel, mit dem man ihm die Zukunft „voraussagen“ will. Es werden viele unterschiedliche Gegenstände in einer Reihe ausgelegt. Der Gegenstand, den sich das Kind aussucht, ist ein Hinweis auf seinen späteren Beruf. Xiao Hui, die

„kleine Weisheit“, krabbelte nach langem Schauen zu einem – Buch, einem Bild-Buch.

Dennoch sah zunächst alles so aus, als ob die „kleine Weisheit“ weniger Literatin als vielmehr Musikerin würde. Denn in der musikalischen Umgebung der Musikakademie, in der auch alle Lehrer wohnten und lebten, fand sie viel Spaß an und mit der Musik. Der Staat förderte die musikalische Begabung der kleinen Hui mit den besten Lehrern und alles sah so aus, als ob es sich zum Guten für die Familie wenden würde. Doch als Hui neun war, kam die Kulturrevolution. Und alles änderte sich. Der Mutter wurden wieder ihre Verwandten in Taiwan zur Last gelegt und die Eltern wurden gezwungen, sich zu trennen. Nur einmal pro Woche konnte die kleine Hui ihre Mutter sehen – Sonntag nachts im Geheimen. Doch damit nicht genug. Hui wurde von ihrer Schule in eine andere „versetzt“ und musste dort vor dem Unterricht die Böden schrubben und Toiletten putzen. Die kulturrevolutionenbewegten Gleichaltrigen ließen keine Erniedrigung aus, um sie ihre „gesellschaftliche Minderwertigkeit“ spüren zu lassen. Das kleine Mädchen litt sehr darunter – beklagte sich aber nicht. Ihr Lieblingsmärchen war „Das hässliche Entlein“ gewesen und so wusste sie, was wirklich zählt: Tapferkeit, Wissen und Talent.



Eines Tages kam der große Vorsitzende auf die glorreiche Idee, dass alle jungen Chinesen nach dem Abitur erst ihren Dienst bei der Landarbeit ableisten mussten. Damit war klar: Eine Rückkehr in die Städte und zu den Universitäten war keineswegs vorgesehen. Denn Bildung war „bürgerlich“ und damit „dekadent“. Das bedeutete, dass

die Zukunft einer ganzen Generation jäh eine andere, trostlose Wende bekam. Für Hui eröffnete sich jedoch eine Möglichkeit, dieser geistlosen Verbannung zu entgehen: Als Künstlerin bestand die Möglichkeit, dass man von der Partei zu Propagandazwecken eingesetzt werden konnte. Also übte sie fleißig Akkordeon, um wenig später mit ihrem

Instrument von Dorf zu Dorf zu ziehen. Sie hatte dennoch Spaß an dieser „revolutionären“ Arbeit. Außerdem hatte Hui eine primitive Kamera geschenkt bekommen und dabei ihre Faszination für die Fotografie entdeckt. Beides, Musik und Photographie, erhellten ihr das Leben in diesen dunklen Tagen der Kulturrevolution.

1976 zerstörte das große Erdbeben, bei dem 300.000 Menschen umkamen, das Haus, aus dem ihre Familie nur knapp entkommen konnte. Doch hatte dieses Jahr auch etwas Gutes: Der große Vorsitzende verschied und die Kulturrevolution fand endlich ihr Ende. Doch bedeutete das noch lange keine normalen Verhältnisse. Jetzt



begann der Run der jungen Chinesen zurück in die Städte: Von 12 Millionen jungen Chinesen fanden nur 300.000 einen Platz auf den Hochschulen – ohne die Kunstakademien. Die blieben vorerst geschlossen. Denn so kurz nach der Kulturrevolution war das Thema „Kunst und Kultur“ erst einmal tabu. Aber genau das interessierte die junge

Hui. Ihre Mutter war jedoch strikt gegen eine künstlerische Ausbildung ihrer Tochter. Verständlicherweise. Man hatte ja gerade erst mit der Kulturrevolution gesehen, wohin das alles führen konnte. Sie wollte, dass ihre Tochter etwas Praktisches lernt. Ein Onkel, der selbst Architekt war, zeigte Hui dann den Ausweg – das Studium der Architektur:

Es ist der Kunst nahe und trotzdem etwas Praktisches.

Hui arbeitete hart für die Aufnahme auf der Universität – immer im Wettbewerb mit vielen zigtausend anderen Jugendlichen, die auch aufgenommen werden wollten. Als sie dann ihre Arbeiten vorlegte, wollten gleich drei Universitäten sie nehmen. Sie

entschied sich für die Tongji-Universität in Shanghai – eine der besten Hochschulen in China. Nicht nur für Architektur.

Kurze Zeit später bot sich der jungen Studentin die Chance für ein Auslandsjahr in Wien – in einer Welt der Freiheit und des Westens. Aus zwei Klassen der Architekturfakultät wurde jeweils ein Student ausge-



sucht, aber nur einer von beiden sollte diese Chance bekommen. Hui studierte intensiv deutsch – und lernte dabei einen anderen Studenten kennen, der ebenfalls nach Wien wollte: ihren späteren Mann Yu Lin. Es sah gut aus für sie, den begehrten Studienaufenthalt in Wien tatsächlich zu bekommen. Doch in letzter Minute wurde ein anderer Student vorgezogen, der bessere Beziehungen gehabt hatte.

Ohne diesen „Zwischenfall“ wären Hui und Lin nicht zusammengelassen.

Erst sechs Jahre später sollte sich eine solche Chance ein zweites Mal bieten. Doch war diese Zeit bis dahin nicht verschenkt. Denn in diesen sechs Jahren lernten sich Hui und Lin intensiv kennen – und lieben. Und dann im Jahre 1986 bekamen beide ihren Auslandsaufenthalt – in Deutschland. Xiao Hui in München und Yu Lin in Berlin.

Die neue Welt, die sie nun erleben konnte, war für sie so fantastisch und unglaublich zugleich, dass sie begann, Tagebuch zu schreiben, um all das verarbeiten zu können. Und das tut sie bis heute. Diese Aufzeichnungen waren die Grundlage für ihren Bestseller „Mein Visuelles Tagebuch“, das in China in mehreren Fassungen in insgesamt 28 Auflagen erschienen ist und in Deutschland von Hoffmann und Campe verlegt wird. Und sie fotografierte. Endlich konnte sie sich Filme und Entwicklung leisten. Und nicht nur das. Sie drehte

Dokumentar- und Kurzfilme, lebte ihre künstlerischen Visionen, wie sie es zuvor nie hatte tun können. Sie lebte und arbeitete atemlos. Und mit ihr Yu Lin, ihr Mann. Kurz bevor das Jahr um war und beide schweren Herzens ihre Rückreise nach China hätten antreten sollen, beging ein Freund unter mysteriösen Umständen Selbstmord. Trotz ihrer Betroffenheit über den Tod des Freundes hatte das Ganze auch etwas Gutes: Die Polizei ließ sie nicht ausreisen und so „mussten“ sie bleiben.

Und sie genossen die Freiheit, die Arbeit, das Leben, das Reisen. Xiao Hui arbeitete an ihren Fotografien weiter und erhielt Aufträge für Bücher. Im Oktober 1991 fuhren Hui und Lin mit dem Auto nach Prag, um dort Fotos für ein neues Buch zu machen. Sie kamen jedoch nie an. In einem schweren Autounfall wurde Xiao Hui aufs Schwerste verletzt. Ihr Mann Yu Lin starb.

Heute sagt sie zu diesen schlimmsten Monaten und Wochen: „Lins Tod hat mir die Zerbrechlichkeit des Lebens gezeigt – wie schnell alles in nur einer Sekunde vorüber sein kann. Seit diesem Moment will ich jeden Tag intensiv und bewusst erleben. Ob Arbeit, Freizeit oder Vergnügen. Meine Beziehung zu dem Konzept „Zeit“ hat sich seitdem geändert. Kunst zu erschaffen gibt meinem Leben seine Bedeutung.“

Der Kunstkritiker Michael Zhang sagt zu den Ergebnissen dieses künstlerischen Prozesses: „Xiao Hui Wang benutzt die Photographie, um eine Realität hinter den visuellen Erscheinungen zu zeigen. Schritt für Schritt überwindet sie sich selbst und löst sich in ihren Werken auf. Ästhetik ist im Hier und Jetzt. Begehren ist auf der anderen Seite.“

Und dennoch sind die Photographien Xiao Hui Wangs nicht nur ästhetische Produkte. Sie haben immer eine tiefere Bedeutung und haben einen Bruch. Selbst in den Porträts von Menschen, die ihr zufällig begegnet sind, findet sich diese individuelle Ebene Xiao Hui Wangs. „Denn“, so die Künstlerin, „es gibt keine Zufälle. Selbst in alltäglichen ‚Zufällen‘ spiegeln sich die Notwendigkeiten des Schicksals. Meine künstlerischen Arbeiten sind so etwas wie Selbstheilungen für mich. Ich gehe nicht zum Psychoanalytiker, da ich mit Kunst arbeite.“ Den Tod ihres Mannes hat sie immer wieder durch visionäre Fotos bearbeitet. Und die Fotografien der Blumen wiederum sind Auseinandersetzungen mit dem Thema „Leben“. Ein kluger Mann hat einmal gesagt: Sein Leben muss man vorwärts leben, aber verstehen kann man es nur rückwärts. Rückblickend weiß sie jetzt, dass Leben, Tod und Liebe ihre Hauptthemen sind. Und weil das Leben hinter diesen Themen ihr eigenes erlebtes Leben war und ist, spürt man das Echte in ihren Arbeiten. Ihre auch in Deutschland bekannten Blumenbilder („Erotic Flowers“, Prestel Verlag) sollen nicht die Schönheit der Pflanzen zeigen. Das haben viele Fotografen vor ihr schon getan. Xiao Hui Wang will durch sie das Leben und die Zerbrechlichkeit des Lebens ausdrücken. Die Wandlung von der Knospe zur verwelkten Blume ist ihr Gleichnis für Leben und Sterben. So legt sie Wert darauf, dass ihre Fotografien auf mehreren Ebenen gesehen, verstanden und genossen werden sollen.

Und sie hat Erfolg damit: Universitätsprofessorin, Auszeichnungen, Ehrungen – allein 2008 „Künstlerin des Jahres“ und „Fotografin des Jahres“ – und Ausstellungen in aller Welt.

Nun wäre Xiao Hui Wang aber eine schlechte Chinesin, wenn sie alles so erdschwer nähme, wie man es in deutschen Landen bei einem Künstler gerne sieht. Nein, sie hat auch Sinn für das Leichte. Sie lacht gerne über Witze und hat überhaupt

nichts dagegen, dass einige ihrer Arbeiten aus den Serien „Erotic Flowers“ und „My Last Hundred Years“ bei China Telecom als Telefonkarten aufgelegt wurden – und ein Bombenerfolg geworden sind. Als nächste große Aktion folgen Briefmarken mit ihren Arbeiten, auf denen sie selbst zu sehen ist. Und so werden bald 100 Millionen Chinesen ihr Antlitz auf ihre Briefe kleben – wenige Jahre nachdem auf allen Briefen der Kopf des großen Vorsitzenden geklebt werden musste. Eine späte Genugtuung? „Nein, ein schöner Erfolg“, schmunzelt sie. „Denn die Marken des großen Vorsitzenden MUSSTEN wir ja verwenden. Wer meine Marken auf seine Post kleben will, tut es freiwillig!“

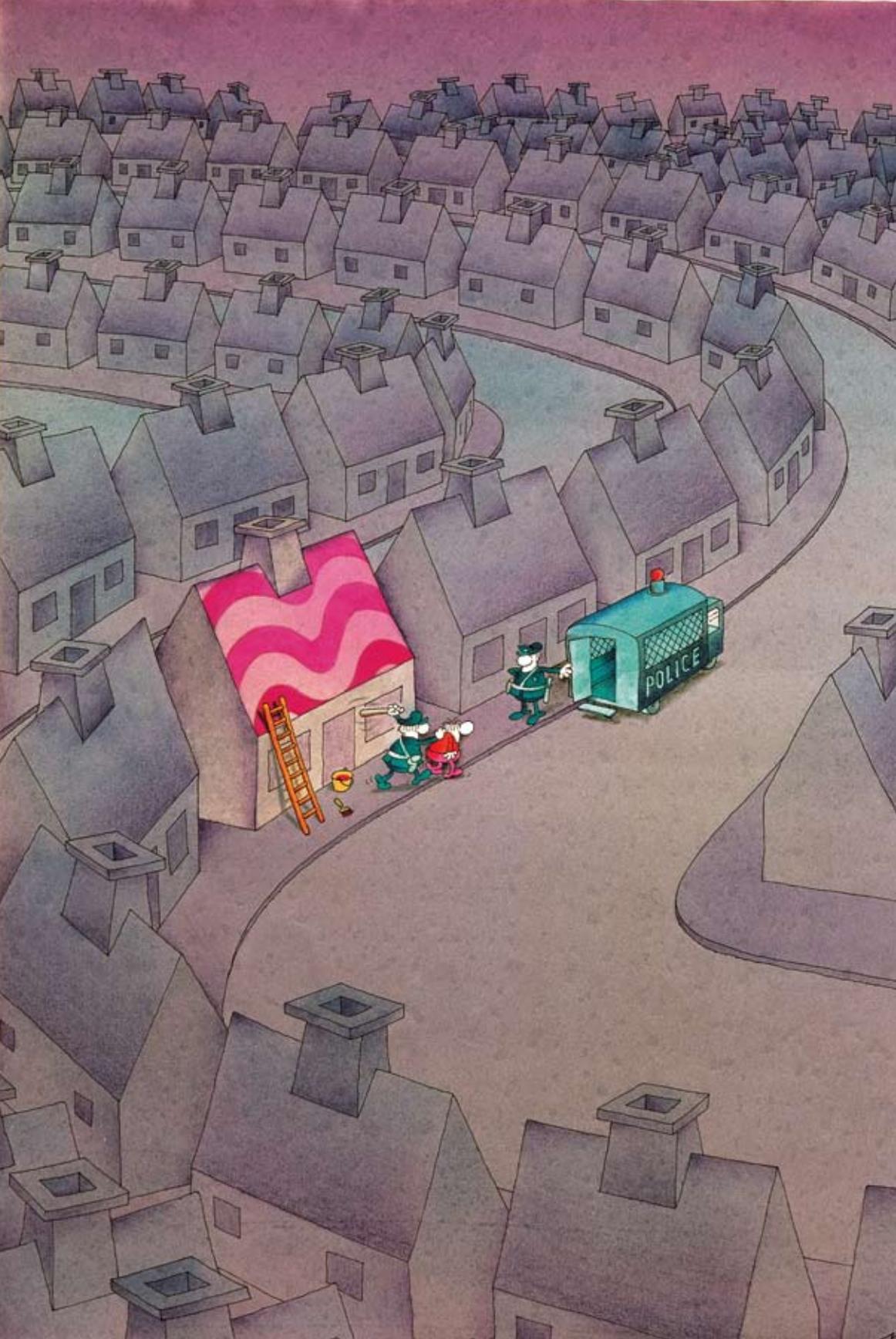
Zum Schluss will ich wissen, ob sie, die so lange in München gelebt hat, mir sagen kann, ob es in China auch so einen Stamm wie die Bayern gibt?

„Ja selbstverständlich“, lächelt sie. „Die Kanton-Chinesen. Die haben eine eigene Sprache, die sonst keiner versteht. Und sie essen auch ganz merkwürdige Dinge. Wenn Ausländer sagen, dass Chinesen Katzen und Hunde essen, dann stimmt das nicht. Das tun nur die Kanton-Chinesen. Aber sie werden vom Ausland genauso stellvertretend für ganz China gesehen wie die Bayern stellvertretend für Deutschland gesehen werden. Und was lernen wir daraus? Der chinesische Bayer lebt in und um Kanton, was viele irrtümlich für ein Schweizer Bundesland halten.“ Sagt's und lacht schallend.

**N3** Frau Professor Wang lässt sich in rechtlichen Angelegenheiten von Nachmann Rechtsanwälte beraten.



Xiao Hui Wang entfesselt durch Licht- und Schattenspiele Träume der Lust in der Einfachheit der Blüten. Prestel Verlag



# MY WORLD

Seite: 77  
Illustrationen: Mordillo  
von Andreas Lukoschik

## MORDILLO

**Nein, er ist kein Spanier. Nein, es ist auch kein Kunstname. Und nein, die Figuren heißen erst recht nicht so.**

Sie haben überhaupt keinen Namen, denn den hatte er damals schlichtweg vergessen, als er sie erfunden hatte. Die Rede ist von Guillermo Mordillo aus Buenos Aires – dem Erfinder der weltweit beliebten Männchen mit den riesigen Nasen. Ich treffe ihn in Münchens feinem Hotel Mandarin Oriental auf ein Tässchen Tee an einem Sonntag Morgen. Zuerst entschuldigt er sich, dass ich an einem Sonntag arbeiten müsse, weil das doch ein freier Tag sei und auch noch der Tag der Familie. Aber er sei nun mal nur heute in der Stadt. Ich sage ihm, dass ein Gespräch mit ihm für mich keine Arbeit sei, sondern ein Vergnügen. Das war nicht einfach aus Höflichkeit gesagt, sondern wahr. Und es sollte auch wahr bleiben. Nicht weil wir viel gelacht hätten, sondern weil es sich als Begegnung mit einem wahren Humanisten herausstellte. Guillermo Mordillo feierte in diesem Jahr seinen 76. Geburtstag – und hat jede Menge Projekte vor. „Das hält mich jung“, sagt er mit einem verschmitzten Lächeln. Und er wirkt tatsächlich alles andere als 76. „Ist es nicht schön, dass ich durch diese wunderbare Stadt gehen kann – und keiner erkennt mich. Ich genieße das sehr. Gleichzeitig weiß ich, dass viele Menschen meine Arbeiten mögen.“ Viele ist gut. Mordillo ist inzwischen sogar in China ein Star. Und damit sind wir gleich beim Thema.

„Sehen Sie, einer meiner Cartoons – er ist über zwanzig Jahre alt – wird heute als ein politischer Cartoon angesehen. Dabei habe ich ihn ganz anders gesehen. Ich fuhr damals mit dem Zug durch England, durch den Industriebezirk Mittelenglands. Und überall sah ich diese vielen grauen Häuser. Eines wie das andere. Da habe ich mir vorgestellt, wie es wohl aussähe, wenn ein Haus davon ganz bunt angemalt wäre – und wenn der Besitzer dafür von der Polizei verhaftet würde. Individualität. Eigensinn. Lebensfreude. Da schwingen ja ganz viele Themen mit. Nicht auf den ersten Blick. Aber auf den zweiten oder dritten. Und so habe ich den Cartoon gezeichnet. Bei uns in Europa hat er etwas Aufrührerisches, Rebelliges. In China dagegen etwas höchst Individualistisches. Und in Japan etwas sehr Korrektes, weil sich da einer gegen das Kollektiv versündigt.“ Es ist einer seiner erfolgreichsten Cartoons. Und wie alle seine Arbeiten „ohne Worte“. Hat er was gegen Sprache? „Im Gegenteil, ich spreche mehr als zwanzig Sprachen fließend – Kolumbianisch, Chilenisch, Argentinisch, Kubanisch...“ Wenn ich mit 76 auch noch so spitzbübisch lachen kann, freue ich mich jetzt schon aufs Älterwerden. Was denkt einer wie er über den Wirbel, den die Mohammed-Karikaturen ausgelöst haben? „So offensichtlich würde ich niemals einen Cartoon anlegen. Mohammed mit einer Bombe im Turban. Nein, das ist nicht meine Art. Meine Zeichnungen müssen immer auf mehreren Ebenen funktionieren. Zunächst soll man schmunzeln. Und danach wäre es schön, wenn einem der eine oder andere Gedanke dazu in den Sinn käme.“ Eine solche Haltung zeugt davon, dass hier ein großer Kenner des Handwerks spricht. Einer, der nicht plakativ anprangert, sondern gerne die Deckung der Menschen umspielt und sie zu einem Gedanken verführt. Leicht, spielerisch, liebevoll. Wie findet er seine Themen? „Nun, ich gehe durch die Straßen, schaue und sehe Dinge, die mir etwas erzählen. Ein Beispiel: Ich saß in einem Coffeeshop. An der Wand war ein Bild mit einem Haus. Neben dem Haus stand ein Baum, der seinen Schatten auf das Haus warf. Und ich dachte: Wenn einer den Baum absägen würde und der Schatten bliebe auf dem Haus. Das wäre lustig. Auf den ersten Blick. Auf den zweiten Blick kann damit auch das Thema Tod

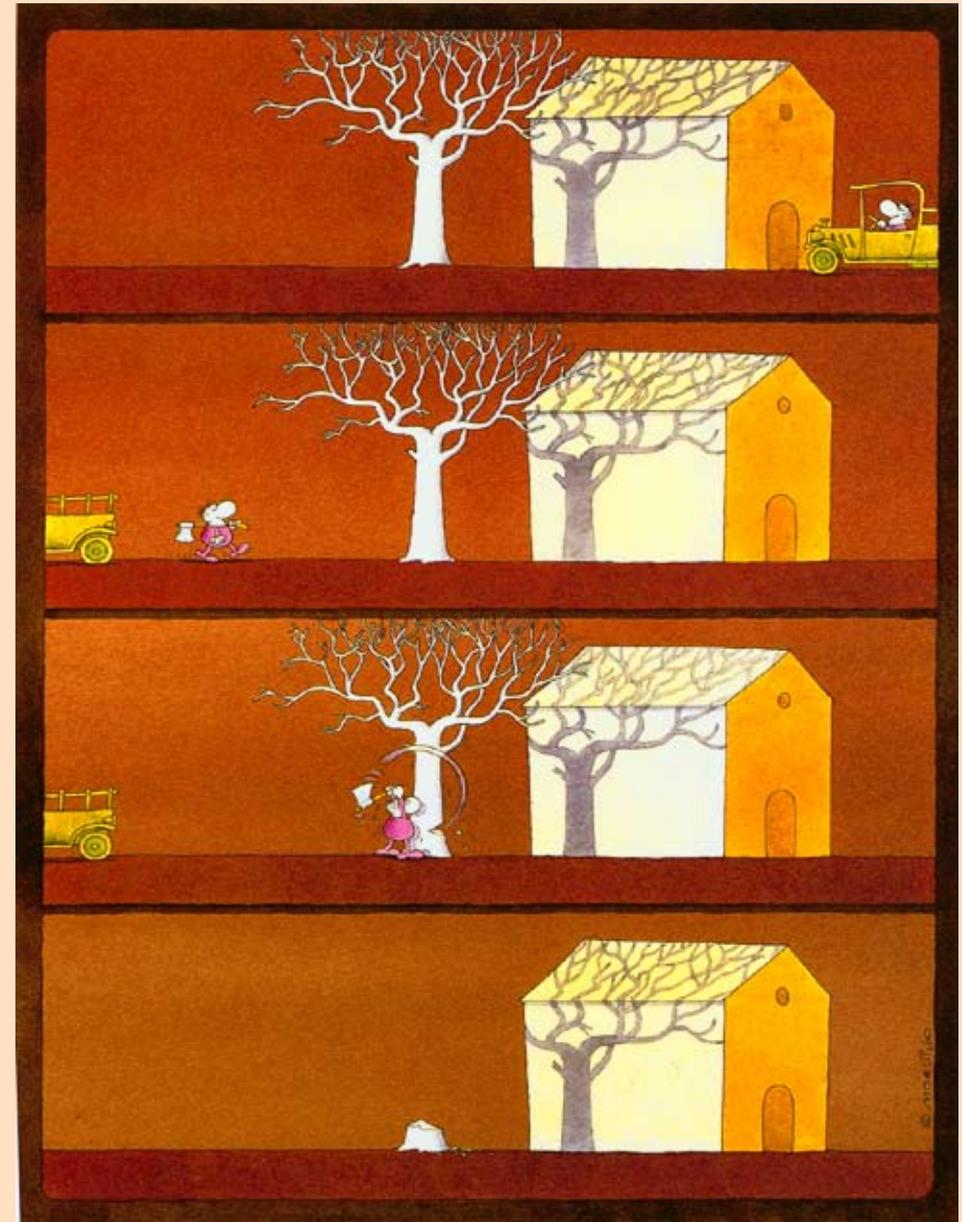
gemeint sein. Der Körper ist gegangen, aber der Schatten bleibt. Manchmal ist es so ein Bild, das mir begegnet. Manchmal ein Wort. Dieses Potential zu erkennen hat nichts mit Intelligenz zu tun, sondern mit Instinkt. Im Deutschen gibt es dafür auch den wunderbaren Ausdruck ‚Einfall‘, was nichts anderes sagt, als dass etwas in einen hineinfällt, von oben. Denn richtig gute Einfälle kommen nicht von uns, sondern von – ja ich weiß auch nicht, von wem. Ich erkläre es auch gerne so: Ideen sind Schmetterlinge. Sie sind überall. Wir fangen sie nur. Aber nicht, indem wir sie festhalten – Schmetterlinge gehen kaputt, wenn man sie festhält. Wir fangen sie, weil wir offen für sie sind, weil wir uns von ihnen berühren lassen. Können Sie sich vorstellen, wie zart der Schlag eines Schmetterlingsflügels ist? Sehen Sie. Das spürt man nur, wenn das Herz dafür offen ist.

Die Ideen, die mir begegnen, schreibe ich als Erstes auf. Und erst dann mache ich eine kleine Skizze. Obwohl die Cartoons ohne Worte funktionieren, muss ich sie immer erst aufschreiben. Als nächstes bekommt diese Idee eine Zahl – und dann tue ich sie weg. Gute Ideen brauchen eine gewisse Reifezeit. Irgendwann hole ich sie wieder hervor und beginne, den Cartoon zu entwerfen. Und jetzt muss er ohne Worte funktionieren.

Schauen, denken, schreiben, ruhen, zeichnen. Das ist der Prozess. Und ich muss Ihnen sagen: Das Zeichnen fällt mir nicht leicht. Obwohl ich schon als Sechsjähriger von meinem Lehrer ‚Der Zeichner‘ genannt wurde, war Zeichnen für mich immer Arbeit. Ich arbeite deswegen sehr langsam, sehr bedächtig. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich könnte nicht leben ohne zu zeichnen. Aber es ist für mich harte Arbeit.

Ich habe auf diese Weise ungefähr 4000 Ideen niedergeschrieben. Aber erst 1600 gezeichnet. Sie sehen, ich habe noch viel zu tun. Zurzeit male ich die Cartoons, die ich am meisten liebe, das sind 160, noch einmal ganz neu. Mit Acrylfarben. Früher habe ich mit farbiger Tinte gearbeitet, aber die verblassen. Acrylfarben bleiben. Und wissen Sie, warum ich mir diese Arbeit mache? Weil es bald ein eigenes Museum geben wird. Aber das ist erst ein Projekt. Und solange es nicht real ist, sollte man besser nicht darüber sprechen“, sagt’s und schweigt. Und ich spüre, dass ihm dieses Thema sehr wichtig ist. Sowohl das

Schweigen über ungelegte Eier als auch das Museum. Also halte ich mich an seine Worte: „Gute Ideen brauchen eine gewisse Reifezeit.“ Da er weltweit publiziert wird, möchte ich gerne von ihm erfahren, ob es Unterschiede im Humor gibt zwischen den Deutschen, Franzosen und – meinetwegen – Chinesen. Es folgt eine lange Pause. „Sehen Sie, ich versuche Humor als etwas sehr Menschliches zu verstehen. Wenn das gelingt, ist die Nationalität unwichtig. ‚Menschlichkeit‘ ist aus meiner Sicht das wichtigste Wort unserer Gegenwart. Ich bin zwar in einer katholischen Familie aufgewachsen und erzogen worden, aber ich bin kein religiöser Mensch. Ich konnte das, was die Religion sagt, niemals glauben, weil ich es nicht verstehen konnte. Nicht nur was die katholische Kirche sagt, sondern was jedwede Religion vermitteln will. Ich habe es mein Leben lang versucht, 76 Jahre lang, herauszufinden: Was ist Gott? Ich weiß es nicht. Meine Intelligenz reicht dazu nicht aus. Deshalb kann ich an Gott nicht glauben. Das ist aber nicht so schlimm. Ich finde es nämlich wichtiger, an Menschen zu glauben. Ohne den Glauben der Menschen an Menschen, ohne den Glauben an das Menschliche geht unsere Welt keinen guten Weg. Warum überfiel China Tibet? Weil die Chinesen nicht den Tibetern glauben. Es ist doch aber so schön, wenn man Menschen glauben kann. Und um diese Schönheit bringen sich viele Menschen – besonders dann, wenn sie an einen Gott glauben, aber nicht an andere Menschen, weil die an einen anderen Gott glauben. Palästina und Israel. China und Tibet. Immer ist es der unterschiedliche Glaube, wegen dem die Menschen einander nicht glauben. Aber ohne den Glauben von Menschen an Menschen gibt es keine Hoffnung für diesen Planeten. Das ist kein Witz.“ Sagt’s, schaut mich an und lacht laut und herzlich. Und da ist sie wieder diese wunderbare Wirkung des Lachens als Sprungbrett aus einer ausweglosen Situation, als göttlicher Funke, der in uns allen steckt und fliegt, wenn er richtig geschlagen wird. Und weil Mordillos Cartoons niemanden schlagen, ist sein Humor leise, nachdenklich und menschenfreundlich. „Wissen Sie, was mir gerade in unserem Gespräch aufgegangen ist?“, fragt er mich, den Frager. Ich verneine. „Ich habe Ihnen doch von dem Cartoon mit dem Schatten des Baumes auf dem Haus erzählt. Mein Schatten ist das Museum. Es



ist das, was bleibt, wenn ich nicht mehr bin. Ich danke Ihnen für diesen Gedanken.“ Steht auf, gibt mir seine warme, trockene, freundliche Hand, schenkt mir noch einmal sein verschmitztes Lächeln, dreht sich um und geht seines Weges. Und es bleibt der Gedanke eines Mannes im Raum, der schon immer die Menschen zum Schmunzeln bringen wollte, weil er ihnen gerne seinen Glauben schenkt:

„Wenn wir Menschen nicht mehr anderen Menschen glauben, gibt es keine Hoffnung für diesen Planeten!“

**N3** Nachmann Rechtsanwälte verehren Lorient und Mordillo für ihren feinsinnigen, von Menschlichkeit geprägten Humor – weniger zur Zerstreuung denn als Balance.

# LAW

# CHARTA DER

# GRUNDRECHTE DER

# EUROPÄISCHEN UNION

## Art. 1-26

Seite 80

### KAPITEL I

#### WÜRDE DES MENSCHEN

#### Artikel 1

##### Würde des Menschen

Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie ist zu achten und zu schützen.

#### Artikel 2

##### Recht auf Leben

(1) Jede Person hat das Recht auf Leben.  
(2) Niemand darf zur Todesstrafe verurteilt oder hingerichtet werden.

#### Artikel 3

##### Recht auf Unversehrtheit

(1) Jede Person hat das Recht auf körperliche und geistige Unversehrtheit.  
(2) Im Rahmen der Medizin und der Biologie muss insbesondere Folgendes beachtet werden:

- die freie Einwilligung der betroffenen Person nach vorheriger Aufklärung entsprechend den gesetzlich festgelegten Modalitäten,
- das Verbot eugenischer Praktiken, insbesondere derjenigen, welche die Selektion von Personen zum Ziel haben,
- das Verbot, den menschlichen Körper und Teile davon als solche zur Erzielung von Gewinnen zu nutzen,
- das Verbot des reproduktiven Klonens von Menschen.

#### Artikel 4

##### Verbot der Folter und unmenschlicher oder erniedrigender Strafe oder Behandlung

Niemand darf der Folter oder unmenschlicher oder erniedrigender Strafe oder Behandlung unterworfen werden.

#### Artikel 5

##### Verbot der Sklaverei und der Zwangsarbeit

(1) Niemand darf in Sklaverei oder Leibeigenschaft gehalten werden.  
(2) Niemand darf gezwungen werden, Zwangs- oder Pflichtarbeit zu verrichten.  
(3) Menschenhandel ist verboten.

### KAPITEL II

#### FREIHEITEN

#### Artikel 6

##### Recht auf Freiheit und Sicherheit

Jede Person hat das Recht auf Freiheit und Sicherheit.

#### Artikel 7

##### Achtung des Privat- und Familienlebens

Jede Person hat das Recht auf Achtung ihres Privat- und Familienlebens, ihrer Wohnung sowie ihrer Kommunikation.

#### Artikel 8

##### Schutz personenbezogener Daten

(1) Jede Person hat das Recht auf Schutz der sie betreffenden personenbezogenen Daten.  
(2) Diese Daten dürfen nur nach Treu und Glauben für festgelegte Zwecke und mit Einwilligung der betroffenen Person oder auf einer sonstigen gesetzlich geregelten legitimen Grundlage verarbeitet werden. Jede Person hat das Recht, Auskunft über die sie betreffenden erhobenen Daten zu erhalten und die Berichtigung der Daten zu erwirken.  
(3) Die Einhaltung dieser Vorschriften wird von einer unabhängigen Stelle überwacht.

#### Artikel 9

##### Recht, eine Ehe einzugehen und eine Familie zu gründen

Das Recht, eine Ehe einzugehen, und das Recht, eine Familie zu gründen, werden nach den einzelstaatlichen Gesetzen gewährleistet, welche die Ausübung dieser Rechte regeln.

#### Artikel 10

##### Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit

(1) Jede Person hat das Recht auf Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit. Dieses Recht umfasst die Freiheit, seine Religion oder Weltanschauung zu wechseln, und die Freiheit, seine Religion oder Weltanschauung einzeln oder gemeinsam mit anderen öffentlich oder privat durch Gottesdienst, Unterricht, Bräuche und Riten zu bekennen.  
(2) Das Recht auf Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen wird nach den einzelstaatlichen Gesetzen anerkannt, welche die Ausübung dieses Rechts regeln.

#### Artikel 11

##### Freiheit der Meinungsäußerung und Informationsfreiheit

(1) Jede Person hat das Recht auf freie Meinungsäußerung. Dieses Recht schließt die Meinungsfreiheit und die Freiheit ein, Informationen und Ideen ohne behördliche Eingriffe und ohne Rücksicht auf Staatsgrenzen zu empfangen und weiterzugeben.  
(2) Die Freiheit der Medien und ihre Pluralität werden geachtet.

#### Artikel 12

##### Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit

(1) Jede Person hat das Recht, sich insbesondere im politischen, gewerkschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Bereich auf allen Ebenen frei und friedlich mit anderen zu versammeln und frei mit anderen zusammenzuschließen, was das Recht jeder Person umfasst, zum Schutz ihrer Interessen Gewerkschaften zu gründen und Gewerkschaften beizutreten.  
(2) Politische Parteien auf der Ebene der Union tragen dazu bei, den politischen Willen der Unionsbürgerinnen und Unionsbürger zum Ausdruck zu bringen.

#### Artikel 13

##### Freiheit von Kunst und Wissenschaft

Kunst und Forschung sind frei. Die akademische Freiheit wird geachtet.

#### Artikel 14

##### Recht auf Bildung

(1) Jede Person hat das Recht auf Bildung sowie auf Zugang zur beruflichen Ausbildung und Weiterbildung.  
(2) Dieses Recht umfasst die Möglichkeit, unentgeltlich am Pflichtschulunterricht teilzunehmen.  
(3) Die Freiheit zur Gründung von Lehranstalten unter Achtung der demokratischen Grundsätze sowie das Recht der Eltern, die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder entsprechend ihren eigenen religiösen, weltanschaulichen und erzieherischen Überzeugungen sicherzustellen, werden nach den einzelstaatlichen Gesetzen geachtet, welche ihre Ausübung regeln.

#### Artikel 15

##### Berufsfreiheit und Recht zu arbeiten

(1) Jede Person hat das Recht, zu arbeiten und einen frei gewählten oder angenommenen Beruf auszuüben.  
(2) Alle Unionsbürgerinnen und Unionsbürger haben die Freiheit, in jedem Mitgliedstaat Arbeit zu suchen, zu arbeiten, sich niederzulassen oder Dienstleistungen zu erbringen.  
(3) Die Staatsangehörigen dritter Länder, die im Hoheitsgebiet der Mitgliedstaaten arbeiten dürfen, haben Anspruch auf Arbeitsbedingungen, die denen der Unionsbürgerinnen und Unionsbürger entsprechen.

## **Artikel 16**

### **Unternehmerische Freiheit**

Die unternehmerische Freiheit wird nach dem Gemeinschaftsrecht und den einzelstaatlichen Rechtsvorschriften und Gepflogenheiten anerkannt.

## **Artikel 17**

### **Eigentumsrecht**

(1) Jede Person hat das Recht, ihr rechtmäßig erworbenes Eigentum zu besitzen, zu nutzen, darüber zu verfügen und es zu vererben. Niemandem darf sein Eigentum entzogen werden, es sei denn aus Gründen des öffentlichen Interesses in den Fällen und unter den Bedingungen, die in einem Gesetz vorgesehen sind, sowie gegen eine rechtzeitige angemessene Entschädigung für den Verlust des Eigentums. Die Nutzung des Eigentums kann gesetzlich geregelt werden, soweit dies für das Wohl der Allgemeinheit erforderlich ist.

(2) Geistiges Eigentum wird geschützt.

## **Artikel 18**

### **Asylrecht**

Das Recht auf Asyl wird nach Maßgabe des Genfer Abkommens vom 28. Juli 1951 und des Protokolls vom 31. Januar 1967 über die Rechtsstellung der Flüchtlinge sowie gemäß dem Vertrag zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft gewährleistet.

## **Artikel 19**

### **Schutz bei Abschiebung, Ausweisung und Auslieferung**

(1) Kollektivausweisungen sind nicht zulässig.

(2) Niemand darf in einen Staat abgeschoben oder ausgewiesen oder an einen Staat ausgeliefert werden, in dem für sie oder ihn das ernsthafte Risiko der Todesstrafe, der Folter oder einer anderen unmenschlichen oder erniedrigenden Strafe oder Behandlung besteht.

## **KAPITEL III GLEICHHEIT**

## **Artikel 20**

### **Gleichheit vor dem Gesetz**

Alle Personen sind vor dem Gesetz gleich.

## **Artikel 21**

### **Nichtdiskriminierung**

(1) Diskriminierungen, insbesondere wegen des Geschlechts, der Rasse, der Hautfarbe, der ethnischen oder sozialen Herkunft, der genetischen Merkmale, der Sprache, der Religion oder der Weltanschauung, der politischen oder sonstigen Anschauung, der Zugehörigkeit zu einer nationalen Minderheit, des Vermögens, der Geburt, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Ausrichtung, sind verboten.

(2) Im Anwendungsbereich des Vertrags zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft und des Vertrags über die Europäische Union ist unbeschadet der besonderen Bestimmungen dieser Verträge jede Diskriminierung aus Gründen der Staatsangehörigkeit verboten.

## **Artikel 22**

### **Vielfalt der Kulturen, Religionen und Sprachen**

Die Union achtet die Vielfalt der Kulturen, Religionen und Sprachen.

## **Artikel 23**

### **Gleichheit von Männern und Frauen**

Die Gleichheit von Männern und Frauen ist in allen Bereichen, einschließlich der Beschäftigung, der Arbeit und des Arbeitsentgelts, sicherzustellen.

Der Grundsatz der Gleichheit steht der Beibehaltung oder der Einführung spezifischer Vergünstigungen für das unterrepräsentierte Geschlecht nicht entgegen.

## **Artikel 24**

### **Rechte des Kindes**

(1) Kinder haben Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge, die für ihr Wohlergehen notwendig sind. Sie können ihre Meinung frei äußern. Ihre Meinung wird in den Angelegenheiten, die sie betreffen, in einer ihrem Alter und ihrem Reifegrad entsprechenden Weise berücksichtigt.

(2) Bei allen Kinder betreffenden Maßnahmen öffentlicher oder privater Einrichtungen muss das Wohl des Kindes eine vorrangige Erwägung sein.

(3) Jedes Kind hat Anspruch auf regelmäßige persönliche Beziehungen und direkte Kontakte zu beiden Elternteilen, es sei denn, dies steht seinem Wohl entgegen.

## **Artikel 25**

### **Rechte älterer Menschen**

Die Union anerkennt und achtet das Recht älterer Menschen auf ein würdiges und unabhängiges Leben und auf Teilnahme am sozialen und kulturellen Leben.

## **Artikel 26**

### **Integration von Menschen mit Behinderung**

Die Union anerkennt und achtet den Anspruch von Menschen mit Behinderung auf Maßnahmen zur Gewährleistung ihrer Eigenständigkeit, ihrer sozialen und beruflichen Eingliederung und ihrer Teilnahme am Leben der Gemeinschaft.





MY WORLD  
interpretiert von Myrzik und Jarisch

[www.nachmann.com](http://www.nachmann.com)